

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Peru

vom 12. Oktober bis 26. November 2004

## **Indigenismo als politische Kraft**

Von Marcel Kolvenbach

Peru, vom 12. Oktober bis 26. November 2004

für Ruth Damaso aus Cusco



# Inhalt

1. Zur Person	282
2. Lima	282
2.1 Yuyanapaq – Zur Erinnerung	282
2.2 Marx und Hegel im Außenministerium, Terroristen live im Fernsehen	286
2.3 Indigenismo als politische Kraft	289
3. Huancavelica	290
3.1 Die vergessenen Menschen im Hinterland	290
3.2 Dezentralisierung und Bürgerbeteiligung	292
3.3 Tanzende Rinder und Totenfeiern	294
3.4 Ein Priester als Präsident	296
4. Cusco	299
4.1 Verbotener Pfad	299
4.2 Spurlos verschwunden	300
4.3 Entführte Touristen, wütende Koka-Bauern	303
5. Puno	304
5.1 Aufstand der Koka-Bauern	304
5.2 Inkaman – der höchste Triathlon der Welt	309
5.3 Ilave – Von Morden und Märchen	310
6. Arequipa	311
6.1 Kulturbetrieb hinter Klostermauern	311
6.2 Zusammenleben als kulturelles Missverständnis	314
7. LA Paz (Bolivien)	315
7.1 Koka – Symbol für indigene Selbstbestimmung	315
7.2 Aufstand der „hässlichen Wilden“	319
8. Köln, Think globally, act locally	320

## 1. Zur Person

Marcel Kolvenbach, geboren 1969, arbeitet seit seinem Diplom in Visueller Kommunikation (Video und Film) 1993 an der FH Düsseldorf, als freier Autor und Dokumentarfilmemacher u.a. für den WDR, ARD und ARTE. Schwerpunkte seiner journalistischen Tätigkeit sind neben der Auslandsberichterstattung die multikulturelle Gesellschaft: Muslime, Migranten, Minderheiten. Nach einem USA-Stipendium der RIAS Berlin Kommission und Mitarbeit bei der US-Wahlberichterstattung der ARD 1996, lebte und arbeitete er von 1997 bis 2000 in New York, von 2000 bis 2003 in Brüssel und jetzt in Köln. Zahlreiche seiner Dokumentationen und Kurzfilme liefen auf Festivals in Deutschland, Belgien, Portugal, Kanada, Kuba und USA. Im Januar 2005 erschien seine Clinton-Biographie im „rowohl“ Sammelband „Liebe an der Macht“, das Begleitbuch zur gleichnamigen ARD-Serie. Im gleichen Jahr erhielt der Filmemacher gemeinsam mit seinem Kollegen Eki Sieker beim New York Festival „Bronze“ für die ARTE-Dokumentation „Das Geheimnis der Fledermaus“ über den Kampf des Bacardi-Clans und der CIA gegen Castros Kuba.

## 2. Lima

### 2.1 Yuyanapaq – Zur Erinnerung

LIMA. Die Wände haben große Risse, Steine sind herausgebrochen, Schusslöcher im Putz. An einer Seite klafft eine riesige Lücke, das Blau des Himmels bricht herein und gleißendes Tageslicht fließt goldgelb über das Schwarzweiß eines Fotos, das die angewinkelte Wand vollständig bedeckt, die Abbildung eines ebensolchen Ruinenzimmers in Lebensgröße und zwischen den Trümmern ein Mann, der ein Foto zusammenrollt, auf dem noch gerade das Gesicht von General Juan Velasco Alvarado zu erkennen ist. Es markiert das Ende der alten Zeitrechnung, eines künstlich erhaltenen Friedens, und den Aufbruch in zwei Jahrzehnte Gewalt. Ich befinde mich mit der peruanischen Filmemacherin Judith Vélez im vierten Raum einer Ausstellung, die man durch eine kleine, unauffällige Türe der Calle Sta. Teresa 354 betritt und durch einen kleinen begrünten Innenhof verlässt, der sich zum Malecón Grau hin öffnet, der den Blick auf das Meer und den eleganten Vorort Miraflores freigibt. Dazwischen liegen zwanzig blutige Jahre, 1980 bis 2000. Die nüchterne Bilanz des Grauens, 23.969 identifizierte Tote und eine geschätzte Zahl von 69.000 Opfern des politischen Terrors und staatlichen Gegenterrors, bekommt hier ein Gesicht

– viele Gesichter, festgehalten auf Pressefotos, eingeklebt in Familienalben, archiviert in den Polizeistuben und Stimmen, aufgenommen bei den über 16.000 Zeugenaussagen, die sich die „Kommission der Wahrheitsfindung und Versöhnung“ anhörte.

Eine Abiturklasse hat mit uns die Ausstellung betreten, Judith versucht mit einer Gruppe junger Mädchen ins Gespräch zu kommen. Zwei wenden sich sofort ab und verschwinden, eine dritte ist bereit mit Judith zu sprechen. Die Filmemacherin will von der 17-Jährigen wissen, ob sie selber den Terror erlebt habe. Die Schülerin erinnert sich an Explosionen in Lima. Die Fensterscheiben seien geplatzt und die Eltern hätten versucht, sie zu beruhigen: keine Sorge, das war nur ein Terroranschlag. Sie hatte damals nicht verstanden, was das ist, ein „Anschlag“, aber ihr erschien es wie eine Naturgewalt, die sich dem Einfluss der Menschen entzog, wie ein Erdbeben oder ein Gewitter, das vorüberzieht. Und ihre Freundinnen, warum wollten die nicht reden? Nun, die eine habe einen Vater beim Militär. Sie dürfe nichts sagen. Und die andere habe ihre persönlichen Gründe. Dann verstummt auch die Gefragte und wendet sich ab. Nicht alle Wunden sind verheilt. Die Ausstellung „Yuyanapaq“ stellt die Besucher auf die Probe. Jeder kennt Opfer oder Täter und für jeden unter fünfundzwanzig ist der Terror die Normalität, dem jungen und zerbrechlichen Frieden trauen viele noch nicht und wer weiß schon, wer morgen das Land regiert.

Während auf den Straßen und in den entlegenen Bergregionen das Sterben weitergeht, feiern die Anhänger des Leuchtenden Pfads eine Parade für ihren Anführer Abimael Guzmán, der von einem übergroßen roten Transparent mit Hammer und Sichel in der rechten oberen Ecke entgegenstrahlt. Die Parade wird mit roten Fahnen und in Schwarz-Roten Uniformen abgehalten. Ungewöhnlich ist der Ort dieser Aufnahme, die am 30. Juli 1991 veröffentlicht wurde, das Foto entstand im Innenhof des Gefängnisses Miguel Castro in Lima. In den Haftanstalten regierten zu diesem Zeitpunkt die „Senderos“.

In einem anderen Raum der Ausstellung entdeckt Judith einen alten Bekannten: Mario Vargas Llosa, auf einem kleinen schwarzweißen Pressefoto von 1983. Gegenüber eine Zahl farbiger Bilder, auf denen eine Gruppe Bauern zu erkennen ist, dann Füße, etwas verschwommen und dann immer weniger... Es sind die letzten Fotos aus der Kamera eines Journalisten, der mit seinen sieben Kollegen aus Lima am 26. April 1983 von Bauern der Gemeinde Uchuraccay in Ayacucho umgebracht wurde. Mario Vargas Llosa leitete die Ermittlungen zu den Hintergründen der Morde. Das Militär, das zuvor Bauern brutal umgebracht hatte – deswegen waren die Journalisten aus Lima angeeizt – hatte die Bevölkerung gegen die Fremden aufgestacheln und ihnen eingeimpft, es stecke der Leuchtende Pfad dahinter. Der Terrorismus wurde immer schon als Kampfbegriff gegen politische Gegner missbraucht.

1989 gewinnt die rechtskonservative Partei Vargas Llosa die Wahlen, im folgenden Jahr lässt er sich als Präsidentschaftskandidat aufstellen, verliert aber in der Stichwahl gegen Alberto Fujimori. Gekränkt verließ der Schriftsteller mit Weltruhm seine Heimatstadt Arequipa und zog sich nach Spanien zurück, von wo er heute aus sicherer Distanz und mit spitzer Feder, großem Intellekt und manchmal einer ebensolchen Arroganz die Politik in Lateinamerika kommentiert; zu lesen in seiner wöchentlichen Kolumne der spanischen EL PAÍS und der peruanischen Wochenzeitung CARETAS.

Vargas Llosa, ein erklärter Feind Castros und der Kubanischen Revolution, ein entschiedener Kritiker von Venezuelas Präsident Hugo Chavez, sieht in dem aufkeimenden politischen Indigenismo die größte Gefahr Lateinamerikas und zieht Parallelen zwischen einem sich auf ethnische Wurzeln berufenden indigenen Populismus und der Blut- und Bodensymbolik des Faschismus. Sein letztes Werk „El Paraiso en la otra esquina“ (Das Paradies ist anderswo) hat mich literarisch auf dieser Reise begleitet. Es beschreibt die Biographien des Malers Paul Gauguin, den es in die Südsee verschlug und seiner Großmutter Flora Tristan, der Begründerin der Arbeiter- und Frauenbewegung in Frankreich, die wie Vargas Llosa aus dem peruanischen Arequipa stammt. Vargas Llosa demontiert mit dem Scheitern seiner Protagonisten zwei zentrale europäische Utopien: die Suche nach dem Glück in der romantischen Rückkehr in eine vorzivilisatorische „primitive“ Gesellschaft der Naturvölker, wie auch das Scheitern einer egalitären, einer im weitesten Sinne „kommunistischen“ Gesellschaft. Man kann dieses Werk auch als Antithese gegen den Indigenismo als politische Ideologie lesen, weil es sowohl die „Ursprungskultur“ als auch die „kommunitäre“ Gesellschaft verwirft. Als mein Reisebegleiter war das Buch zusätzlich ein kritischer Kommentar meiner eigenen Suche. Es hielt mir ständig einen Spiegel vor, der mir die nicht ganz leicht zu beantwortende Frage stellte, was ich mir von meiner Recherche in eine ferne, fremde Kultur erhoffe und inwieweit ich selber das Opfer der Verklärung einer vorzivilisatorischen Kultur werden könnte...

Doch zunächst war ich noch ganz im Bann der Dokumente des Terrors, die Ausstellung, in die mich die peruanische Filmemacherin entführt hatte. Sie hatte darauf bestanden, denn sie war sicher, ich würde Peru nicht verstehen können, ohne die zwanzig Jahre Terror verstanden zu haben.

Ein letztes Bild der Ausstellung, das mich nicht mehr loslässt: In der Mitte steht eine abgemagerte Frau mit schwarzen, langen Haaren, gehüllt in braune Tücher, ein Kind an der Brust und umringt von hungrigen Kindern und Frauen, ebenso spärlich bekleidet, wie die Gruppe im Hintergrund, irgendwo im Freien, offensichtlich im tropischen Nordosten Perus. 6.000 Asháninkas-Indianer wurden zwischen 1985 und den beginnenden 90er

Jahren vom Leuchtenden Pfad umgebracht, 5.000 wurden entführt, 10.000 heimatlos. 40 dieser indigenen Gemeinden wurden vernichtet. Der Terror richtete sich vor allem gegen die Menschen, die der Propaganda nach doch eigentlich befreit werden sollten.

Judith drängt mich, mit der Wahrheitskommission zu sprechen und organisiert kurzfristig ein Interview mit dem Kommissionsmitglied Carlos Tapia. Ich erfahre, dass die Gründung der Kommission eigentlich nur einem glücklichen Zufall zu verdanken war und dem wohl nicht ganz ernst gemeinten Versprechen eines Interimspräsidenten. Die Präsidentschaftswahl 2000 gewann – entgegen aller Prognosen und offensichtlich nicht ohne Manipulation – zunächst Alberto Fujimori gegen seinen Herausforderer Alejandro Toledo. Nachdem Videos aufgetaucht waren, die zeigen, wie sein Geheimdienstchef Montesino reihenweise Abgeordnete bestach, floh Fujimori nach Japan und Valentín Paniagua übernahm übergangsweise das Regierungsgeschäft. Die Bevölkerung tobte und wohl mehr um das Volk zu beruhigen und Anarchie zu verhindern, rief die Regierung am 4. Juli 2001 die Kommission der Wahrheitsfindung ins Leben, die aus unabhängigen Intellektuellen, Historikern und Politologen bestehen sollte. Einmal ins Leben gerufen blieb Alejandro Toledo nach seiner Vereidigung als Präsident, vier Wochen später, nichts anderes übrig, als die Arbeit der Kommission zu ratifizieren.

Carlos Tapia gibt sich in unserem Gespräch als erklärter Linker zu erkennen und macht keinen Hehl daraus, dass er zu Beginn seiner Arbeit für die Kommission, wie die meisten seiner Kollegen, fest davon ausging, dass die linken Terroristen zwar zahllose Morde und Anschläge verübt hätten, die meisten Toten unter der Landbevölkerung aber auf das Konto der Militärs gegangen seien. Nach 23.969 identifizierten Toten und 16.000 Zeugenaussagen, musste er sein Bild gewaltig korrigieren. Tatsächlich waren es die von einem offensichtlich Wahnsinnigen verführten Anhänger des „Partido Kommunistas Sendero Luminoso“, auf deren Konto die meisten und grausamsten Blutorgien gingen. Ihr Führer Abimael Guzmán Reinoso wurde im April 1992 verhaftet, damit begann der Niedergang seiner Bewegung. Der selbsternannte „Präsident Gonzalo“ ließ sich in einem sektenhaften Führerkult von den Anhängern des „Leuchtenden Pfads“ in Gemälden und Hymnen als der lateinamerikanische Erbe von Mao feiern, fasst Carlos Tapia die Ergebnisse der Kommission zusammen. Der „Sendero“ war als Abspaltung der Kommunistischen Partei Perus entstanden, ihre Anhänger in den Untergrund gegangen und hatten all jenen den Krieg erklärt, die ihnen nicht folgten. Auch linke Aktivisten, Sozialarbeiter und Intellektuelle wurden brutal ermordet, wenn sie sich nicht anschlossen. Sogar die zweite linke Guerilla-Organisation, das „Movimiento Revolucionario Tupac

Amaru“ (MRTA), die den Namen des peruanischen Freiheitskämpfers gegen die Spanier im Namen trägt, und auf deren Konto ebenfalls zahlreiche politische Morde gingen, wurden vom Sendero nicht verschont. „Guzmán war ein Wahnsinniger im Blutrausch. Tupac Amaru, die MRTA, das waren Leute wie ich, wie du, oder sie, jeder von uns könnte es sein.“ beendet Carlos Tapia unser Gespräch und zeigt mit dem Finger in die Runde, auf mich und Judith. Wir schauen uns erstaunt an. So schnell wird man in Peru Mitglied einer Guerillaorganisation.

## **2.2 Marx und Hegel im Außenministerium, Terroristen live im Fernsehen**

Ich hatte mich entschlossen, ganz offiziell ein Journalistenvisum zu beantragen und musste mich innerhalb der ersten Tage in Lima akkreditieren. Auf dem Weg zum Außenministerium erklärt mir der Taxifahrer, warum es nicht klappt mit der Demokratie in Peru. Wie die meisten Geschichten hier, beginnt auch seine mit den Inkas – Yuyanapaq.

„Die Inkas“, beginnt er, „die hatten ein totalitäres, brutales Regime. Sie haben die Bauern unterdrückt und ausgebeutet. Das sind unsere Wurzeln. Dann kamen die Spanier und haben uns mit ihrer katholischen Kirche zu Sündern gemacht und uns mal gezeigt, wie es in der Hölle aussieht. Mit der Unabhängigkeit kamen die Diktatoren – Du weißt, was ein Diktator ist? Woher kommst Du?“ „Aus Deutschland“ „Du verstehst, was ich meine. Demokratie oder so etwas ähnliches, kennen wir in Peru erst seit acht Jahren.“ Und während wir uns durch den qualmenden, hupenden und verknoteten Verkehr der Innenstadt schlängeln, vorbei an großen gelben Werbetafeln mit der Aufschrift „INCA KOLA“, der zucker süßen peruanischen Antwort auf das amerikanische Erfolgsgetränk, betont er noch einmal „Demokratie in Anführungsstrichen. Die meisten von uns haben noch nicht die demokratische Kultur verinnerlicht, sie wissen gar nicht, was es bedeutet. Toledo haben wir gewählt, weil wir „el Chino“ satt hatten, so nennen die Peruaner ihren Ex-Präsidenten Fujimori, der sich ins japanische Exil geflüchtet hat.

Alejandro Toledo, der aktuelle Präsident sei gewählt worden, weil er Sympathie und Hoffnungsträger vor allem für die indigene Bevölkerungsmehrheit war, der erste indigene Präsident Perus. Er sei als Mensch sehr sympathisch, aber seine Politik sei gescheitert. Das gute daran, dass Toledo jetzt scheitere sei, erklärt mein Taxifahrer, dass die Menschen lernen, ihren Präsidenten nicht nach Sympathie, sondern nach Qualifikation zu wählen. Es reiche nicht, dass ein Kandidat die besseren „Huayno“-Konzerte – die Volksmusik der Anden mit viel Alkohol im Spiel



– geben lasse. Er selber sei auch enttäuscht von Toledo, den habe er damals gewählt. Vor dem Präsidentenpalast, und er zeigt dabei mit dem Finger aus dem Fenster, habe er gegen die Fujimoris demonstriert, mit Angst um sein Leben und seine Familie, denn damals habe es sehr viel politischen Druck gegeben und Folter. Und jetzt frage er sich, ob es das wert war, das was sie jetzt haben. Aber richtig enttäuscht sei er auch nicht. Es ist ein langer Weg zur Demokratie...

Endlich im Außenministerium angekommen, bekomme ich Nachhilfe in deutscher Philosophie. Rosanna vom Außenministerium ist begeistert von Hegel, Feuerbach und Marx, die hat sie gelesen, in ihrem Studium der Soziologie an der Universität in Ayacucho. Damals, erklärt sie mir, war die Uni in festen Händen des Leuchtenden Pfads. Und der Kommunismus war Pflichtprogramm in den Geisteswissenschaften – Peru ist eines der wenigen Länder, anderen Universitäten Marxismus-Leninismus bis heute obligatorisch ist. Die FER, die Revolutionäre Front der Studenten von Ayacucho war die Keimzelle des Sendero und Abimael Guzmán seit 1962 dort Professor. Sie selber sei überzeugte Sozialistin gewesen. Heute nicht mehr, aber ihre Faszination für die „Dialektik“ sei geblieben, dies habe ihr den Blick auf die Welt geöffnet. Es gäbe keine feste, keine endgültige Wahrheit, das sei ihre wichtigste Erkenntnis. Sie ist sicher, dass alle Deutschen zumindest Philosophie lesen, wenn nicht gar selber schreiben, in die Oper gehen und auch sonst ein durch und durch kultiviertes Volk seien. Ich versuche ihr die Leitkultur-Debatte zu erklären und die Tatsache, dass viele Deutsche nicht einmal wissen, wer Kant war. Es gäbe eine Bildungskrise und Finnland sei heute in Europa Spitzenreiter. Es war zu kompliziert, auch noch die Pisa-Studie zu erklären, aber ich habe ihr Adornos „Minima Moralia“ empfohlen, sie wird sich das Buch auf Spanisch besorgen.

Zurück im Hotel zappe ich durch das peruanische Fernsehprogramm. Moderatoren und Moderatorinnen im US-amerikanischen Stil berichten über Verkehrsunfälle und Festnahmen von Kleinkriminellen und das Wetter, dazwischen die Schlagzeilen: „Die chilenische Fluggesellschaft Lan-Peru am Boden“ – die Staatsanwaltschaft hat ihr die Lizenz entzogen. Chaos an den Flughäfen und Bilder von gestrandeten Touristen würden den wichtigsten Devisenbringer des Landes empfindlich gefährden und Peru in eine schwere Krise stürzen. Kann sich ein armes Land eine unabhängige Justiz leisten? Noch am frühen Morgen vor der Flugunterbrechung von LAN Peru, die Entscheidung der Regierung, per Dekret eine Sonderfluggenehmigung auszustellen, die die richterliche Entscheidung aufhebt. Das Argument des Transportministers: es geht hier nicht um eine Fluglinie, sondern um den „Öffentlichen Verkehr“, das sei ein Gemeingut. Die Kritiker sprechen von einem «kleinen Staatsstreich», die Regierung würde die Gewaltenteilung

mit Füßen treten, eine der Säulen einer funktionierenden Demokratie. Nationales Interesse gegen formale Gesetze. Eine gefährliche Zwickmühle... „Das Militär verteilt Waffen an die Zivilbevölkerung“ – diese sollen zur Selbstverteidigung gegen die „Drogenterroristen“ eingesetzt werden. In die Randregionen verdrängt, ist Peru immer noch in einem Krieg mit Leuten, die sich über den Handel mit Kokain finanzieren. Betroffen sind besonders die Gebiete am Amazonas... „Vor der Universität in Iquitos brennen die Straßen“ – die Universität ist besetzt. Es geht um Finanzen und Sozialpläne für die Studenten. Es ist aber auch die Rede von jungen Sympathisanten des Leuchtenden Pfads oder einer neuen Generation von Sendero-Aktivisten... „Hungernde Kinder“ – in der Region Huanuco leiden 48,5% der Kinder unter chronischer Unterernährung. Die Betroffenen sind 127.890 Kinder zwischen 0 und 12 Jahren. Die Folgen sind Zwergwüchsigkeit und verminderte intellektuelle Fähigkeiten. Der Arzt Jorge Abel Salinas, Spezialist für Unterernährung im Maria Auxiliadora Krankenhaus, sagt schlimme Konsequenzen für die geistige und körperliche Entwicklung dieser Kinder voraus, ein Missstand, der die ganze Region bedrohe...

Dann der Medienskandal des Jahres, der Staatsfeind Nummer eins, der „Bin Laden“ Perus, hat seinen Auftritt und auch der ist Hollywood-reif. Abimael Guzmán zelebriert minutenlang seinen Triumph in einem peruanischen Gericht: mit erhobener rechter Faust vor den laufenden Kameras der Nationalen Presse. Die Richter sehen taten- und fassungslos zu. Noch Wochen danach beschäftigten sich Presse und Fernsehen mit der „schockierenden“ Botschaft dieser Bilder und dem „Versagen der Justiz“ und während die Kommentatoren über den Schaden debattierten, den diese Bilder für die junge, fragile Demokratie haben könnte, flimmerten immer wieder, in endlosen Schleifen und in Zeitlupe die Bilder von Guzmán und der erhobenen Faust im Gerichtssaal über den Bildschirm.

Insider glauben, dahinter steckt eine gezielte Propaganda, die eine Rückkehr Fujimoris als Präsidentschaftskandidaten vorbereiten soll. Die Botschaft: Peru ist zu schwach für die Demokratie, besser einen korrupten autoritären Präsidenten als die Rückkehr des Terrors. Tatsächlich sind die Umfragen für Toledo so schlecht wie noch nie und es gibt eine Mehrheit unter den Wählern, die Fujimori wiederwählen würde, obwohl gerade bekannt wird, dass Fujimori Oppositionelle in geheimen Folterkammern zu Tode quälen ließ und sein Geheimdienstchef Montesino mit den Terroristen Deals aushandelte und die peruanische Justiz einen Auslieferungsantrag an Japan gestellt hat, um den Ex-Präsidenten vor Gericht zu stellen. Der denkt aber nicht daran, sich der peruanischen Justiz zu stellen, stattdessen verbreitet er neuerdings ein Video mit seiner Wahlkampfbotschaft: „El Chino kommt zurück – als Präsident“. Es wurde bei einer Veranstaltung der Asháninkas-Indianer gezeigt.

### 2.3 Indigenismo als politische Kraft

Es gibt keinen deutschen Begriff, der wirklich befriedigend dem spanischen „Indigenismo“ nahe kommt. Gemeint ist eine politische Bewegung, die sich auf die kulturellen und ethnischen Wurzeln der südamerikanischen Ursprungsbevölkerung bezieht. Die Grundlage der „indigenen Bewegung“ ist eine bis heute nicht aufgearbeitete Geschichte der Unterdrückung und des Völkermords durch die Europäer. Bis ins Jahr 1500 sollen auf dem Territorium des heutigen Perú über 5 Millionen Menschen gelebt haben, nach nur hundert Jahren Kolonialherrschaft durch die Spanier hatte sich die Ursprungsbevölkerung mehr als halbiert.

Alle Versuche des indigenen Widerstands scheiterten, zwischen 1742 und 1761 unter Atahualpa, von 1780 bis 1783 unter Túpac Amaru und noch einmal 1868 die indigene Bewegung von Huancané. Nach der Unabhängigkeit von Spanien, führten die Andenstaaten, Ecuador, Peru und Bolivien unter der Regie der europäischstämmigen Eliten in neokolonialen Strukturen die Ausbeutung der indigenen Bevölkerung und ihrer Territorien fort, alle liberalen Ansätze, die Andenbevölkerung mit den europäischen Einwanderern zu einer Nation mit gleichen Rechten zu verschmelzen, schlugen fehl.

Kurz nach meiner Rückkehr aus Peru erreichen mich in Deutschland Schlagzeilen über die Festname des aufständischen Exmajor Antauro Humala, der in Andahuaylas mit einer ethno-nationalistischen, so genannten „ethnocaceristische Bewegung“ die Rebellion probte. Diese neue Gruppierung rekrutiert sich aus den bewaffneten Bauernverbänden, die in den 80er und 90er Jahren gegen den „Leuchtenden Pfad“ gekämpft hatten und heute in „Rondas Campesinas“ organisiert, immer noch für Recht und Ordnung vor Ort sorgen. Ziel des Exmajors war es, Toledo zu stürzen und eine „neue Republik“ in Anlehnung an das Inkareich zu errichten, er ist nicht alleine mit dieser Vision.

Der Ausgangspunkt meiner Reise war die Frage nach dem „Indigenismo als politische Kraft – zwischen Demokratisierung und Populismus“. Ich wollte vor Ort ein Gefühl dafür bekommen, inwieweit Vargas Llosas Vorwurf des „Linksfaschismus“ zutrifft, und welches Potential diese Bewegung für den noch immer ausstehenden Emanzipationsprozess der indigenen Bevölkerung bietet.

### 3. Huancavelica

#### 3.1 Die vergessenen Menschen im Hinterland

Amerikanische Touristen nehmen von Lima aus das Flugzeug nach Cusco und freuen sich schon auf den romantischen Inka-Trail zum Machu Picchu, den obligatorischen Koka-Tee und die Weiterfahrt im luxuriösen Zug zum Titicaca-See. Sie tun gut daran, soviel ist sicher.

Die ganze Nacht sind wir unterwegs, eingeklemmt zwischen Gepäck und Menschen, umdudelt von einem monoton scheppernden Hit der erfolgreichsten Schlagersängerin des Landes: Dina Paucar, die es schafft, ganze Fußballstadien zu füllen, mit ihren Fans, die das Konzert zum Anlass für ein fröhliches Besäufnis nehmen. Sie selber ist das Phänomen einer neuen Sozialstruktur. Die meisten Menschen in Peru leben als landflüchtige Stadtmigranten in den staubigen Stadträndern und träumen von einem besseren Leben. Die lokalen Kulturen und Dialekte vermischen sich zu einer urbanen Kultur, die das harte Leben der Berge zu einer Flucht und Traumwelt verklärt, die in Dianas Liedern zum Ausdruck kommt. Weil sie aus Lima stammt, wie alle anderen Stadtmigranten indigene Wurzeln hat und den Huayno, die Musik der indigenen Bevölkerung in den Bergen „neu erfunden“ hat, kann sie im ganzen Land gehört werden und wird von allen verstanden. Die Kälte und der Dieselruß kriechen in den Bus, der sich im Schwarz der Nacht die Berge hinauf und wieder herunterschraubt und irgendetwas sagt mir, dass es besser ist, nicht zu sehen, wie der Weg unter uns aussieht.

HUANCAYO. Im staubigen Warteraum des privaten Busunternehmens, brüllt ein unscharfer Fernseher von einem Holzbalken hängend, gleich unter dem Wellblechdach, die Morgennachrichten. Unter anderem die Meldung, dass von den Bergen stürzende Reisebusse in Peru in diesem Jahr schon 70 Menschen das Leben gekostet haben. Ich bin mir sicher, das gefährlichste dieser Reise werden die Straßen sein, nicht die Terroristen... doch bevor ich den Gedanken zu Ende denke, jubelt es aus dem Fernseher: das zweite Tor, das Claudio Pizarro für Bayern München gegen Wolfsburg geschossen hat. Ein bisschen juble ich mit und gerne würde ich aufspringen und der wartenden Menge zujubeln, der spielt für uns, Deutschland, da komme ich her...

Der Bus nach Huancavelica, der Hauptstadt des gleichnamigen „Departamentos“, soll um 8:45 Uhr abfahren. Inzwischen hat sich der Parkplatz gefüllt. Dreiräder und Karren liefern Menschen an mit Bergen von Säcken, gefüllt mit Kartoffeln, Möhren, Kisten mit Obst, Säcken mit Zement, Baustoffe, Metallrohre, Lampen, ja ganze Wohnungseinrichtungen.

Wie soll das alles in den Bus passen? Zwischendurch wollen mir kleine Jungs die total verschlammten Schuhe putzen, dicke Frauen bieten heiße Macca und allerlei Gebäck an, gedünstete Maiskolben mit Käse, gefüllte Kartoffeln, ich entscheide mich für 15 Minibananen für einen Sol.

Das Leben ist ein Markt. Alles dreht sich um den Tausch von Waren. Dinge zu produzieren, um diese dann wieder zu verkaufen oder zu tauschen, gegen andere Dinge. Und sie dann noch transportiert zu bekommen. Peruaner sind Verpackungskünstler, Transportkünstler, Überlebenskünstler. Der kleine unscharfe Fernseher in dem Pizarros Sieg gefeiert wird, flimmert bleich, verglichen mit der Buntheit der Farben, der Kleidung der Menschen und scheppert heiser mit den lauten Rufen der Taxifahrer, der Verkäufer und der Fahrradkuriere um die Wette.

Dann geht es weiter. Die sechsstündige Fahrt durch bizarre Gebirgsformationen gibt mir einen ersten Eindruck davon, wie weit das Hinterland in den Anden von der politischen Zentrale in Lima entfernt ist – in Zeit, Raum und Lebensrealität. Hin und wieder muss der Beifahrer aussteigen, um den riesigen Bus über eine kleine schwankende Holzbrücke zu manövrieren, unter uns der reißende Rio Apurimac.

HUANCAVELICA. Arturo erwartet mich im „Hotel Presidente“. Auch er hat für die Wahrheitskommission gearbeitet, Interviews mit Menschen durchgeführt, die Opfer des politischen Terrors geworden sind. Männer sind verschwunden, aber auch Frauen waren Opfer von Gewalt. Nach einem Jahr Arbeit für die Kommission wurde er krank. Viele Monate hatte er mit den Erlebnissen zu kämpfen, die ihm nur erzählt wurden. Frauen, die – während sie von mehreren Militärs vergewaltigt wurden, mit ansehen mussten, wie ihre Männer auf grausamste Art ermordet wurden, oder auch ihre Töchter, die manchmal noch Kinder waren, von den Soldaten brutal misshandelt wurden.

Der Weg vom Hotel zum Büro des Sozialarbeiters führt über den Hauptplatz an der barocken Kirche vorbei. Die Überreste aus einer Zeit, als die Spanier hier Quecksilber gewannen. Das brauchten sie zur Herstellung von Gold. Die Bevölkerung vor Ort half den Spaniern im Kampf gegen die Inkas, im Glauben, sie würden sie aus der Tyrannei befreien, als Dank landeten sie als Zwangsarbeiter in den Quecksilberminen, in denen die meisten starben. Als die Kolonialherrschaft sich nach 200 Jahren dem Ende zuneigte, zerstörten die Spanier die Minen und überließen den Ort und die Eisenbahnlinie der Bedeutungslosigkeit.

Erst in den vergangenen zwanzig Jahren hat sich die Department-Hauptstadt wieder mit Leben gefüllt, als die Menschen vor den Senderos und dem Militär vom Umland hierher flohen. Arturo ist stolz auf seine neue Arbeit für den „Desarollo Social“, das Amt für soziale Entwicklung, eine

neue Erfindung in Peru. Er betreut verschiedene indigene Gemeinschaften, die in einem Umkreis von mehreren hundert Kilometern verstreut liegen.

### **3.2 Dezentralisierung und Bürgerbeteiligung**

IZUCHACA. Vor zwei Jahren wurde die Abteilung „Desarollo Social“ als eigenständige Abteilung der Regionalregierungen eingerichtet. Neben der fortschreitenden Dezentralisierung Perus und der Einrichtung eines Ombudsmannes (Defensor del Pueblo) vor 8 Jahren, einer der Säulen in Richtung Demokratisierung des Landes.

Ich begleite Arturo und ein Komitee des „Desarollo Social“ der Regionalregierung von Huancavelica in den kleinen Nachbarort Izcuchaca: ein staubiges Straßendorf. Vertreter verschiedener Dörfer und Bauern aus dem Umland sind eingeladen, um sie mit den neuen Programmen, die von der Landesregierung unterstützt werden, vertraut zu machen. Alle haben indigene Wurzeln, einige sprechen nur Quechua, andere nur Spanisch, manche beides. Frauen haben ihre Kinder in bunten Tüchern auf dem Rücken oder legen sie an die Brust, das Treffen findet in einer Schule statt, ein modernes Gebäude mit sanitären Anlagen und einem Sportplatz in der Mitte, Schüler in blauer Schuluniform haben gerade Pause, manche von den geladenen Gästen haben noch nie eine Schule von innen gesehen.

Primitava Quintana Calderon ist mit ihrer zweijährigen Tochter Flor gekommen, hat die Veranstaltung mitorganisiert und verteilt jetzt Broschüren, die die zwanzig Jahre Terror mit den Bildern der Ausstellung aus Lima illustrieren und mit kurzen Zitaten der Wahrheits-Kommission zusammenfassen. An den Blicken der Menschen kann man die Verwunderung ablesen, ihre eigene Geschichte zum ersten Mal in Bild und Text vor sich zu haben. Die schrecklichen Erfahrungen der Gewalt in der Muttersprache Quechua gedruckt zu sehen und die Opfer auf den Bildern, das ist ein erster Schritt in Richtung Vergangenheitsbewältigung, denn bisher haben die Menschen hier die Erfahrung gemacht, dass sie für die Regierung in Lima unsichtbar waren.

Professor Raul Huisa Taipe präsentiert dann das neue Förderprogramm der Landesregierung. Huancavelica ist Vorreiter in der Dezentralisierung und im Aufbau einer Zivilgesellschaft. Er ermuntert die Anwesenden, Bürgerinitiativen und Vereine zu gründen, die sich mit Ernährung, Bildung, Justiz, Entschädigung der Terroropfer, Umweltschutz oder anderen Dingen beschäftigen. Nur so können sie sich Gehör verschaffen. Die Menschen müssen lernen, die Möglichkeiten der Demokratie zu nutzen. Dass ihre Meinung gefragt ist, dass sie ihre Sorgen nicht nur ausdrücken dürfen,

sondern dazu von der Regierung aufgefordert werden und sogar Gelder erhalten, kommt einer Kulturrevolution im verarmten Hinterland gleich. Die erstaunten Zuhörer erfahren, dass für das laufende Projekt für 2004 und 2005 eine Summe von 700.728 Soles zur Verfügung stünden, rund 250.000 Dollar. Eine Summe, die sich hier niemand wirklich vorstellen kann.

Die peruanische Gesetzgebung sieht vor, dass jeder Bürger den Treffen des „Consejo Municipal“, der lokalen Ratssitzung beiwohnen kann. (Art. 39 de la Ley Organica de Municipalidades 23853) Sie fordert ausdrücklich die kritische Anteilnahme ein. Dieses Gesetz ist eine direkte Folge der Unterzeichnung des Gipfels von Kopenhagen, über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, den neben 100 anderen Ländern auch Peru unterzeichnete.

Abner Vilea Renoso vom Gobierno Regional de Huancavelica fasst die Ergebnisse zusammen und übersetzte auf Quechua. Er hat studiert und gehört zu einer jungen, militanten Generation, die ihre indigenen Wurzeln mit Stolz präsentieren, während die Masse der verarmten und ungebildeten Bauern sich für ihre dunkle Hautfarbe und ihren indigenen Ursprung schämt. Nach 500 Jahren haben sie die Rhetorik der Besatzer übernommen: „Indios sind Wilde, keine Menschen“, dieses Bild in den Köpfen der Menschen zu korrigieren, ist ein langer Weg und sie stehen erst am Anfang, ein indigenes Selbstbewusstsein aufzubauen, erklärt mir Abner später. Angesprochen auf die politische Dimension des „Indigenismo“, glaubt er, dass sich die Verlierer des Neoliberalismus eines Tages erheben werden und dieser Aufstand in einen neuen Weltkrieg münden wird. Er wird nicht der letzte Gesprächspartner sein, der fest davon überzeugt ist, dass die USA nach dem Irak die Indigene Bewegung in den Anden und im Amazonasbecken ins Visier nehmen und dass der ganze südliche Kontinent in eine Art „Bürgerkrieg“ wie heute in Kolumbien stürzen wird. Ein „Bürgerkrieg“, der eigentlich ein Krieg zwischen neoliberalistischer, postkolonialer Ausbeutung und den Interessen der Ursprungsbevölkerung sei. Was im Irak das Öl ist, seien in Peru, Bolivien und Ecuador die Bodenschätze und die reiche Biosphäre. Die gälte es gegen die Interessen der Transnationalen Konzerne zu verteidigen, die mit korrupten Regierungen das Land weiter ausplünderten wie zu Zeiten der Spanier.

Dann erobern drei Tänzer den Klassenraum, spielen in Pantomime die Befreiung des Individuums von den Fesseln eines autoritären Staates nach. Die Tänzerin windet sich in kreisenden Bewegungen aus einer Kiste, in der sie gefangen war und bietet den Männern, die die Übermacht des Staates repräsentieren mit wilden, befreiten Tanzbewegungen Paroli. Die Geburt des Citoyen – eines Bürgers mit allen Rechten und Freiheiten. Ein politisches Tanztheater, Pina Bausch in den Anden.

### 3.3 Tanzende Rinder und Totenfeiern

CHOPCCAS. Die Männer haben einen großen Kreis gebildet und gehen nun langsam aufeinander zu, so dass die Fläche in der Mitte stetig schrumpft. Die Tiere in der Mitte werden zunehmend nervös, schnauben wütend und kratzen mit den Hufen im Gras. Als die Männer in Reichweite sind, senkt ein Tier seinen Kopf und versucht die menschliche Wand mit den Hörnern zu durchbrechen. Sofort stürzen sich drei, vier Hirten auf den Bullen, zwei hinten, zwei an einem Horn und versuchen das starke Tier auf den Boden zu zwingen, doch das kräftige Rind schleift seine Angreifer einige hundert Meter quer über die Wiese, versucht die lästigen Arme um Hals und Hörner abzuschütteln, bis es erschöpft aufgibt. Schnell sind zehn Tiere eingefangen, im Würgegriff der zweibeinigen Bezwiner, die den Kopf an den Hörnern in einer ständigen Wackelbewegung halten, dazu gibt es laute Musik im Takt und eine Ladung Mehl ins Gesicht. Der Bulle macht nach wenigen Minuten Kopfschaukeln zur Tanzmusik einen betrunkenen Eindruck und lässt alles Weitere ergeben über sich ergehen. Die „Señalakuy“, die Markierung des Viehs ist eine der wichtigsten Feste des Hirtenkalenders. Dazu werden vorher die Gaben – Orangen und Brot – im „Positario“ vorbereitet, die später den Tieren und den Männern um den Hals gehängt werden. Männliche und weibliche Tiere, junge und alte, werden nach einem tradierten System markiert und selektiert. Begleitet wird die Arbeit von einer religiösen Zeremonie zu Ehren von Tayta Wamani und der Pacha Mama, Mutter Erde, dem Symbol der Fruchtbarkeit.

Arturo hat mich mit Felix Crispin Reymundo bekannt gemacht, dem Jugendvertreter der CHOPCCAS, der größten zusammenhängenden indigenen Gemeinschaft in Peru. 15.000 Menschen leben in verstreuten Höfen und Weilern einen Tagesmarsch von der Stadt Huancavelica entfernt. Ein kalter Wind pfeift über die „Puna“, die Hochebene, wo nur noch die harten Ichu-Gräser gedeihen. Von hier aus blickt man auf eine toskana-ähnliche Hügellandschaft, die von den hohen Bergformationen am Horizont eingefasst ist. Ich laufe mit Felix, der in Ayacucho studiert hat und jetzt in seine Heimat zurückgekehrt ist, um die staatlichen Förderprogramme zu begleiten, über die Felder, Wiesen, Brücken, Wege, die kein Ende zu nehmen scheinen. Nach einiger Zeit kommen Freunde und Nachbarn von Felix dazu, ein betrunkenen Hirte kommt auf einem schwarzen Hengst vorbeigeschossen und grüßt uns mit scherzenden und johlenden Rufen. Die Männer tragen ihre Tracht, auch bei der Arbeit, schwarze Wollhosen, die sie selber aus dem Fell der Schafe gewebt haben und Mützen mit runden, bunten Bommeln, die unter den dunklen Hüten hervorschauen. Dazu einen Schal, ist er weiß, sind die Männer noch unverheiratet. Ihre Gesichter sind



rotbraun gegerbt von der stechenden Höhensonne und ihre Körper sehnig und schlank von einem entbehrensreichen Leben. Die Region ist völlig abgeschnitten vom Rest des Landes, die meisten Dörfer sind nur zu Fuß zu erreichen. Wäre das Leben nicht so hart, dann könnte diese Hügellandschaft eine Idylle sein; scheinbare Harmonie zwischen Mensch und Natur. Die Menschen leben auf und von der Erde, die sie bewohnen. Die Häuser werden in Gemeinschaftsarbeit, der „Minka“, von den Männern im Dorf aus Lehm errichtet, die Frauen bestellen mit den Männern den Acker und hüten das Vieh, waschen die Wäsche im Fluss. Die Landschaft ist ein Patchwork aus Feldern, Weiden, Häusern, kleinen Bächen, die sich zwischen riesenhaften Felsbrocken schlängeln, die wie übergroße Skulpturen in der Landschaft stehen. Das Leben ist ein Spielball des Wetters und der Götter, um deren Gnade mit Opfergaben gebeten wird. Das Leben spielt sich zwischen Saat und Ernte ab, es folgt einem agrarischen Kalender, der sich als ein wiederholender Zyklus versteht, das Leben dreht sich im Kreis, die Idee des „Fortschreitens“ und des Fortschritts verbietet sich hier. Morgens zwischen fünf und sechs gibt es das erste Frühstück, meist eine warme Suppe aus Gemüse und Fleisch, dazu einen Tee aus Heilkräutern. Den Rest des Tages verbringen die Menschen auf ihren Feldern. Geld spielt hier kaum eine Rolle, die Menschen tauschen. Das Tauschgeschäft, die „Truka“ findet zwischen Individuen oder Dorfgemeinschaften statt. Wird jemand krank, reicht es meist nicht bis zur Krankenstation, mit Hilfe der „Shojpi“, einer Art traditioneller „Röntgentechnik“ wird die Krankheit diagnostiziert: der Körper des Kranken wird mit einem schwarzen, männlichen Meerschweinchen, einem Cuy, abgetastet, danach wird das Tier getötet und der Bauch aufgeschnitten, der Experte kann an den Veränderungen der Organe des Tieres die Krankheit des Patienten diagnostizieren, zusätzlich werden häufig Koka-Blätter gekaut und zur Wahrheitsfindung zu Rate gezogen...

Nach einem wunderbaren Tag mit den Chopccas über Felder und Wiesen, verbringe ich die sternklare und eiskalte Nacht auf einem Feldbett im Rathaus vor dem Hauptplatz. Felix hatte erzählt, dass in den 80er Jahren auf diesem Platz sieben Senderos von der Dorfbevölkerung hingerichtet worden sind, danach hätten sie Ruhe gehabt. Ich wache in der Nacht immer wieder auf, schaue durch die zerbrochenen Fensterscheiben auf den leeren Platz, stelle mir die Szene der Hinrichtung vor und muss an die Journalisten aus der Ausstellung in Lima denken. In einem Dorf wie hier wurden sie umgebracht, weil die Bevölkerung sie für Senderos hielt. In den vergangenen Tagen gab es immer wieder Meldungen von Lynchjustiz. Da die Bevölkerung der Justiz misstraut, nimmt sie die Dinge lieber selber in die Hand. Immer wieder werden Kleinkriminelle, wenn die Polizei nicht einschreitet, an Ort und Stelle von der aufgebrachten Bevölkerung hingerichtet. Auch in

Huancavelica gab es vor ein paar Tagen Tote. Es ging um einen Grenzstein zwischen zwei Dörfern. Felix bestätigt meine Beobachtung. Die Menschen hier bringen sich wegen ein paar Metern Feld um. Das Land auf dem sie leben ist das einzige, was sie haben und das verteidigen sie bis zum letzten Blutstropfen.

Noch in der Nacht werde ich von meinen neuen Freunden geweckt. Sie wollen mich zu Felix bringen, er sei auf einem „Pitzkay“, das wolle ich sicher sehen. Ich folge ihnen schlaftrunken und höre schon von weitem einen rhythmischen Lärm, der sich über das schlafende Dorf ergießt. Der Schein einer kleinen Gaslampe verrät den Ursprung. Felix begrüßt mich überschwänglich. Die Menschen lachen, tanzen und trinken. Sie haben die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich will wissen, was die Menschen feiern? Ein Kind sei gestorben, kurz nach der Geburt. Jetzt feiern die Menschen den „pitzka“ (fünften) Tag. In der Tradition der Inkas wird die Leiche eines Menschen fünf Tage nicht begraben, am fünften Tag wird ein Abschiedsfest gefeiert und die Sachen des Menschen werden gesammelt und gewaschen. Mit dieser Totenfeier begrüßen wir den Morgen, der seine Flügel über das Dorf ausbreitet. Zwei Musiker haben sich zu den trauernden Frauen in tanzender Trance hinzugesellt und das plärrende Radio abgelöst. Eine Trommel und eine alte Geige geben den monotonen Trauermarsch vor. Dann bekommen wir Hunger. Felix stellt mich seiner Mutter vor, die das Frühstück in einer kleinen Küche, eine Art begehbarer Ofen, draußen, vor dem Haus, bereitet: getrockneter Dung und Eukalyptuszweige feuern den kleinen Steinofen an. Die kleine, fast zahnlose Frau, die nicht älter als vierzig sein dürfte, hockt wie eine Greisin, eingehüllt in Rauch vor dem schwarzen Topf, in dem eine Gemüsesuppe brutzelt. Sie lächelt und erklärt – ohne dass ich ein Wort verstehen kann – auf Quechua, was wir zum Frühstück essen werden. Es schmeckt wunderbar, wärmt und füllt den Körper mit einer eigentümlichen Kraft, die ich danach immer wieder in den Kräutertees und Suppen bemerken werde. Nahrung ist in Peru vorbeugende Medizin. Neben den Koka-Blättern gibt es Hunderte Kräuter, die den Körper gegen die Kälte und die Höhe stärken.

### **3.4 Ein Priester als Präsident**

Der kleine Mann verschwindet fast hinter dem überdimensionalen Schreibtisch und wirft mir durch seine verschmutzten Augen einen prüfenden Blick zu. Er lässt mich reden, über den Grund meines Besuches und das Thema „Indigenismo als politische Kraft“. Plötzlich erhellt sich sein Gesicht und sein Körper füllt sich mit Leben. Er springt auf, um den Tisch herum, an

mir vorbei, als wolle er den Raum fluchtartig verlassen, kurz vor der Türe hält er dann inne, macht eine 90 Grad Drehung, zaubert aus den Taschen ein Stück Kreide hervor und beginnt Zeichen, Pfeile und Worte auf eine Tafel zu schreiben. Zunächst ein Dreieck, mit Spitze nach oben. Er setzt die Spitze mit einem Strich ab und beginnt mit seiner kurzen Nachhilfestunde in Staatsbürgerkunde. „Peru wird regiert von dieser Spitze, einer kleinen Minderheit, die Macht und Geld und Bildung hat. Von der halben Million Einwohner von Huancavelica leben 72% in ländlich, abgelegenen Gegenden, als Kleinbauern, die sich selbst versorgen. 83,7% leben in absoluter Armut, darunter 62% der Menschen in extremer Armut. Über die Hälfte der Kleinkinder leidet an chronischer Unterernährung. Das, was die Menschen in den Schulen lernen, hat nichts mit der Lebensrealität dieser Kleinbauern zu tun, und die, die regieren und festlegen, was zur „Bildung“ gehört, machen sich überhaupt keine Vorstellung von dem Leben dieser Menschen, sie sprechen nicht einmal ihre Sprache. Umgekehrt sind 60% der Menschen auf dem Land Analphabeten, vor allem die meisten Frauen sprechen kein Wort Spanisch. Sie schicken uns Lehrer, Ingenieure, Entwicklungshelfer, die nur für die kleine Minderheit an der Spitze sprechen und nicht von den Menschen verstanden werden, denen sie eigentlich helfen sollen.“ Dann zeichnet er ein weiteres Dreieck. Es steht auf dem Kopf: „Was wir in Huancavelica machen“, fährt er fort, „wir stellen das bisherige System auf den Kopf. Dezentralisierung ist der Schlüssel zu einer Demokratie von unten. Entscheidungen sollen in Zukunft die Menschen treffen, die den ganzen Tag auf den Feldern schuften. Abends, wenn sie sich mit ihren Dorfräten treffen, gemeinsam Koka-Blätter kauen und über die Probleme vor Ort sprechen, da beginnt die Demokratie. Es ist eine Demokratie, die tief in unserer Kultur verwurzelt ist. Es wird so lange beraten, bis Einstimmigkeit herrscht, bis alle auf dem gleichen Kenntnisstand sind und sich eine Meinung als vernünftig erwiesen hat, nicht nur weil 51% dafür gestimmt haben, der Rest aber immer noch dagegen ist...“

Der Mann an der Tafel stammt selber aus einer indigenen Bauernfamilie der Region. Er wurde Priester und hat in Huancavelica, in einer Zeit, als der Terrorismus das ganze Land spaltete, die Menschen zusammengebracht, sich gegen Militärs und Senderos gestellt, sich von keiner Seite vereinnahmen lassen. Ein politischer Kirchenmann, der die Kirche zur Befreiung benutzt hat und die indigenen Traditionen und ihren Glauben respektiert. Es war nicht seine Idee, Präsident der Regionalregierung zu werden, die Menschen hätten ihn dazu gedrängt. Padre Salvador Espinoza Hudrocc hat diese Aufgabe angenommen. In Zeiten, in denen sogar Bürgermeister in Peru nicht sicher sind vor politischer Gewalt, lehnt er jeden Begleitschutz ab. Er sucht den Kontakt zu den Menschen, allen Menschen, besonders den Ärmsten

unter den Armen. Den Tod fürchte er nicht, über seinen Tod entscheide Gott, sonst niemand und er sei jederzeit bereit...

Dann kommen zwei Gäste hereingestürmt, die sehr aufgeregt sind. Ein Anwalt und ein Arzt aus zwei benachbarten Dörfern. Es habe Tote gegeben, wegen Grenzstreitigkeiten wären die Dörfer jetzt verfeindet. Präsident Salvador Espinoza will Details erfahren, fragt präzise nach. Hintergrund ist eine Land- und Gebietsreform, die die Distrikte neu einteilt. Offensichtlich hat es bei den zuständigen Behörden Fehler bei der Zuordnung von Ländereien, aber auch offensichtliche Korruption gegeben. Ein Bürgermeister habe alle Ländereien verstaatlichen lassen, außer seine eigenen, und Gebiete, die traditionell vom Nachbarort genutzt wurden, dem eigenen Ort mit einverleibt. Über viele Grenzen aber gibt es nur mündliche Absprachen. Der Regionalpräsident fordert die beiden auf, ihm einen schriftlichen Bericht mit allen Details vorzulegen, der dann den verantwortlichen Behörden zugewiesen werden könnte, drängt aber unabhängig von den Fakten auf einen Kompromiss. „Gibt es eine Lösung, mit der beide Dörfer leben könnten?“ fragt er die beiden. Doch seine Gäste insistieren auf historischen Details und traditionellen Abmachungen. Von denen will Salvador Espinoza jetzt aber nichts mehr wissen: Ihn interessiere es nicht, zu erfahren, dass eigentlich jede Seite Recht habe und die andere im Unrecht sei, sondern wie man den Konflikt so lösen könne, dass beide Seiten zufrieden zu ihren Leuten zurückkehren.

Die Wahrheit für sich zu beanspruchen ist leicht, sich mit der Gegenseite zu versöhnen und für das Zusammenleben Zugeständnisse zu machen, das ist ein schwieriger Weg, der Peru auf vielen verschiedenen Ebenen noch bevorsteht. Salvador Espinoza lädt mich ein, ihn später mit auf den Friedhof zu begleiten. Er wolle ein Denkmal für die Opfer des Terrors enthüllen und Entschädigung für die Hinterbliebenen einfordern, etwas, was vier Jahre nach dem offiziellen Ende des Terrors, noch nicht geschehen ist.

„Indigenismo“ ist für den Präsidenten von Huancavelica die Voraussetzung für demokratische Strukturen, denn die Menschen in seiner Region sind indigener Herkunft. Eine Demokratie kann nicht ohne die Beteiligung seiner Bevölkerung funktionieren. Damit sich die indigene Bevölkerung beteiligt, muss sie sich zu ihrer eigenen Identität bekennen dürfen und lernen, die Möglichkeiten einer Zivilgesellschaft für die eigene Sprache, Kultur und Tradition auch zu nutzen, nur dann hat sie eine Zukunft als aktiver Teil einer modernen peruanischen Demokratie. Salvador Espinoza möchte, dass Huancavelica, die ärmste Region Perus als Vorbild vorangeht. Darum haben die Dezentralisierung und die Programme des Desarrollo Social bei ihm absoluten Vorrang.

## 4. Cusco

### 4.1 Verbotener Pfad

Alle hatten mir von dieser Strecke abgeraten. Aber ich fand die Vorstellung, aus den Bergen Huancavelicas umständlich per Bus zurück in den Moloch Lima zu reisen, um dann dort ein Flugzeug zu nehmen, obwohl ich hier doch schon auf der halben Strecke nach Cusco war, unsportlich. Außerdem wollte ich mir nicht das Erlebnis der „verbotenen Straße“ nehmen, die Strecke war erst seit wenigen Jahren wieder für den Personenverkehr freigegeben, in den Hochzeiten des Leuchtenden Pfads, war sie unpassierbar. Der Weg von Huancavelica über Huancayo, Ayacucho nach Cusco führte also durch das Herz der Region, die am meisten unter dem Terror zu leiden und den höchsten Blutzoll zu zahlen hatte. Die Regionen Ayacucho, Junín, Huánuco, Huancavelica, Apurímac und San Martín verwandelten sich zwischen 1980 und 2000 zum Friedhof von 83% der Opfer des bewaffneten Kampfes.

Ich musste mir einen Eindruck von der Geografie dieses Ortes des Grauens machen. Der Bus schlängelt sich über enge Bergpfade und durch kleine Dörfer, deren Häuser sich in braunem Lehm aus der Erde erheben. Menschen leben gemeinsam mit ihren Schweinen, Hunden, Hühnern, Ochsen und Pferden im gleichen, gemeinsam durchpflügten Dreck. Sie leben auf ihrem Acker von den Geschenken der Natur – Geschenke, die sie der Erde nur durch ihre harte Arbeit abringen können. Von den kalten, kargen Höhen in viertausend Metern, in denen nur noch die Lamas Nahrung finden, herunter auf zweitausend Meter schlängelt sich die halsbrecherische Piste. Abstieg in die fruchtbar-feuchte subtropische Zone mit braunen fetten Äckern und grünen Büschen am Wegesrand. Agaven und Opuntien gesellen sich zunehmend dazu, die Überleitung in die pazifische Halbwüste. Der Weg schneidet sich durch Gipfel und Felsen, nie einer Richtung folgend, sondern fast wie eine Liebeserklärung an Berge und Täler ein endloses Schleifen am Hang entlang, so dass man oft nicht mehr zu sagen weiß, ob es bergauf oder bergab gehen soll, nach Osten oder nach Westen, offensichtlich ist das Ziel dieser Serpentina, die längst mögliche Strecke zu erzeugen, um an möglichst vielen Dörfern und Höfen und „chakras“ (Äckern) vorbeizustauben.

Beunruhigend für den machtlosen Mitfahrer, die Schluchten, die den Blick viele hundert Meter ungebremst in die Tiefe ziehen. Der einen Nacht ohne Schlaf soll eine weitere folgen, die dritte im Bus. Enge Brücken, die unter den Tonnen des Busses ächzen unterbrechen hin und wieder einen Bröckelweg, der mal links, mal rechts abzubrechen droht. Wenig später versperren haushohe Felsbrocken den Weg: ein frischer Erdbeben. Die wohl erst vor wenigen Stunden oder Tagen hineingeschnittene Schneise

lässt gerade so viel Platz, dass sich der modern aussehende Reisebus auf Lastwagenchassis millimeterweise durch die Enge zwängen kann. Das seit Tagen immergleiche Bild macht mir vielleicht zum ersten Mal deutlich, was „Entwicklungsland“ heißt: Subsistenzwirtschaft von Menschen, die geographisch und politisch abgeschnitten vom Rest der Welt irgendwo überleben. Zeitweise gar nicht mal schlechter als in einer Großstadt, mit frischer Luft, weiten Blicken, Tieren und dem besten Essen, aber eben doch reduziert auf das animalische Überleben und dessen Fortpflanzung. Es fehlt der Kulturüberschuss der Hochkulturen...

Nach 48 Stunden unterwegs und über 30 Stunden ununterbrochen in Bussen mit halbgeöffneten Fenstern, durch die mal der Diesel ungefiltert, dann wieder der eiskalte Wind die Mitfahrer heimsucht, endlich am frühen Morgen des dritten Tages Ankunft in Cusco. Noch schlaftrunken laufe ich ungläubig über einen herausgeputzten „Plaza de Armas“, an dem die internationale Touristen-Schickeria entlangschlendert. Sie sind mit dem Flugzeug angereist, kommen ausgeschlafen aus dem Luxushotel im Ort, einem umgewandelten Kloster mit bezauberndem Innenhof und Galerierundgang, wo man ab 250 Dollar nächtigen kann und mit Sauerstoff aus der Flasche versorgt wird, wenn einem die Höhe zu schaffen macht.

Es ist meine zweite Begegnung mit der Stadt, die als Ausgangspunkt für eine Fahrt mit dem Zug zum Macchu Pichu, der heiligen Inka-Stätte und dem touristischen Aushängeschild Perus einlädt. So faszinierend die Blicke über die grünen Zuckerhutberge sind und so sehr die alten Mauern – zwischen denen zu Zeiten der Inkas Jungfrauen für blutige Opferfeste „gehalten“ wurden – bis heute eine schauerliche Magie ausstrahlen, mein Besuch hatte ein anderes Ziel.

## 4.2 Spurlos verschwunden

Das erste Mal war ich vor vier Jahren in Cusco, um für die ARD einen Film über einen Zug zu drehen, der die schicken Touristen aus der Stadt zum Machu Picchu bringt. Früh morgens gegen fünf Uhr geht der erste Zug, mit Luxusklasse und Speisewagen. Eine romantische Reise im Stile des Orient-Express. Zwei Stunden später transportiert ein weiterer Zug Rucksack-Touristen in der „Holzklasse“ und Einheimische, die aber nur mitfahren, wenn sie etwas zu verkaufen haben. „Choclo con queso“, gekochter Mais mit Käse, „Mate de coca“, Kokablätterttee, und verschiedene belegte Brötchen verkaufen sie. Sie springen auf den fahrenden Zug auf und wieder ab, klettern während der Fahrt außen am Zug entlang von Abteil zu Abteil, um hin und wieder in die schwindelnde Tiefe zu stürzen und sich ein Bein oder

das Genick zu brechen – für zwei, drei Euro Gewinn am Tag. Dank dieser ambulanten Verkäufer kann man überall in Peru alles kaufen – Feuerzeuge und Taschentücher, Getränke und Lebensmittel, Kleidung und raubkopierte DVD's. An den entlegendsten Stränden, auf den höchsten Bergen, wo potentielle Käufer sind, zaubern sie aus Säcken und Taschen den gewünschten Gegenstand hervor. Meist sind es Frauen. So lernte ich vor vier Jahren Ruth Damaso, ihre kleine Schwester und ihren zweijährigen Sohn kennen, die sie alleine durchfüttern musste, nachdem die Mutter gestorben, der Vater und ihr Mann durchgebrannt waren. Sie war bereit, sich bei der Arbeit im Zug filmen zu lassen und uns mit nach Hause zu nehmen. Sie erzählte uns von dem harten entbehrungsreichen Leben, versuchte die Lungenentzündung des Sohnes mit selbstgemachter Knoblauchsalbe zu behandeln und schenkte uns zum Abschied frisch gekochte Cuy – Meerschweinchen – die peruanische Delikatesse. Sie faltete ihren bunten Stoffsack zu einem Tischtuch auseinander, holte Porzellanteller und Gläser hervor und ich hatte das beste Picknick meines Lebens – mitten auf dem Hauptplatz von Cusco. Zunächst hatte ich Probleme damit, wie ich das Tier verspeisen sollte, das zwar ohne Fell, aber mit Kopf und den kleinen Beinchen noch recht lebensecht aussah und mich mit seinen langen Schneidezähnen und dem spitzen Kopf wie eine ausgewachsene Ratte anzugrinsen schien. Ich entschied mich für die Mitte, biss hinein und wurde für meinen Mut mit einem unvergleichlichen Geschmack belohnt.

Ruth konnte lesen und schreiben und ich hatte ihr beigebracht, mir von einem Internet-Laden aus E-Mails zu schreiben, um mich auch nach meiner Rückkehr auf dem Laufenden zu halten. Nach einigen Mails, brach der Kontakt vor drei Jahren ab. Die Angestellte des Internet-Ladens war mittlerweile als Kellnerin auf Kreuzfahrtschiffen in der Karibik unterwegs und die letzte Mail, die ich von ihr erhielt enthielt eine Anschrift aus Florida, sie hatte einen Mann und Arbeit in Amerika gefunden – der Traum fast aller armen Peruaner.

Ruth hatte es offensichtlich nicht geschafft, jedenfalls gab es keine Spur von ihr und ich hatte mir fest vorgenommen, mich auf die Suche nach ihr und ihren Kindern zu machen.

Bewaffnet mit ein paar Fotos von ihr und der Erfahrung, dass in Lateinamerika eigentlich jeder jeden kennt und man nur irgendwo zu beginnen braucht, um dann über Umwege doch die Person zu finden, die man gesucht hat, machte ich mich auf den Weg nach St. Ana, wo Ruth vor vier Jahren noch gewohnt hat. St. Ana ist eine Art Slum am Rande von Cusco, hinter dem Bahnhof. Touristen bemerken den großen Müllhaufen mit Häusern ohne Dach, Abwassergräben in denen sich die Hausschweine suhlen und Menschen in Lumpen spätestens, wenn sie mit dem Zug in Richtung Machu

Picchu aufbrechen. Die Stelle ist berüchtigt, weil hier neben den ehrlichen Verkäufern auch die kleinen Langfinger aufspringen, die sich an dem Gepäck der Reisenden zu schaffen machen. Vor St. Ana hatten mich alle gewarnt. Ein dubioser Anwalt, der sich wohl als Folterknecht einen Namen gemacht hatte und mein Taxifahrer, der sich weigerte, in das Viertel zu fahren. Ich musste also zu Fuß den roten Berghang hinauf, vorbei an den waschenden Frauen an dem einzigen Brunnen des Viertels und den herumstehenden Gruppen junger und alter Menschen, die mich, den Europäer, erstaunt musterten.

Ich ging die Straße am Kanal entlang, an der wir Ruth vor vier Jahren interviewt hatten. Ich konnte mich nicht an die Hausnummer erinnern, also sprach ich jeden an, den ich traf, zeigte die Fotos, nannte ihren Namen und fragte, ob sie jemand kennen würde. Ich fragte in den kleinen Läden nach und bei den Jungs, die die Straße unter Kontrolle zu haben schienen. Kopfschütteln. Nie gesehen, nie gehört, keiner kann etwas sagen. Langsam habe ich den Verdacht, dass niemand etwas sagen will. Aus Prinzip. Aus Schutz. Nur die Jungen, denen ich am Ende meiner Suche wieder begegne, scheinen wirklich keine Ahnung zu haben, sie finden die Frau auf dem Bild hübsch und müssen über mich lachen, klar, glauben sie zu wissen, was ein Europäer von einer Frau in so einem Viertel will, sie fragen, ob es nicht auch ein anderes Mädchen sein könne. Ich verneine und verlasse das Viertel, ergebnislos.

Früh am nächsten Morgen mache ich einen zweiten Anlauf vor dem Bahnhof. Hier treffen sich die Kolleginnen von Ruth. Ich frage die Verkäuferinnen und Herumstehenden. Einige meinen sich an das Gesicht zu erinnern, sie komme aus einem der Dörfer im Tal, aber sicher waren sie sich nicht.

Ich durchkäme die gegenüberliegenden Markthallen, trinke einen frisch gepressten Saft: Papaya und Ananas ist mein Favorit, einen halben Liter für einen Euro. Ich laufe durch Berge von Käse, Gemüse, Fisch und frisch geschlachtetem Fleisch. Enthäutete Pferdeköpfe, Kuhmägen, Schweinefüße, lange Reihen mit Suppenküchen, nirgendwo in der Welt gibt es bessere Suppen als hier. Eine Halle voller Gerüche. Ich mustere alle Gesichter, jeden Stand. Ruth hat manchmal auf dem Markt gearbeitet wusste ich, aber auch hier konnte ich sie nicht entdecken. Ich gebe auf und muss mich damit abfinden, dass Menschen in Peru an einem Ort auftauchen und wieder verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen, vielleicht war sie weitergereist nach Lima um dort ihr Glück zu versuchen, wie 9 Millionen andere Menschen, von denen die meisten nach und nach aus dem Umland vor Armut und Terror in die Hauptstadt geflüchtet sind, oder sie ist zurückgekehrt in ihr Heimatdorf, das Haus der Großeltern, oder..., aber über das letzte oder möchte ich nicht nachdenken.



### 4.3 Entführte Touristen, wütende Koka-Bauern

Kurz vor meiner Abreise aus Deutschland erreichte mich eine Meldung von AP: „Aus Protest gegen die Regierungspläne zur Eindämmung des Koka-Anbaus haben peruanische Bauern in der alten Inkastadt Cusco eine Touristengruppe in ihre Gewalt gebracht. Nach rund einer Stunde stürmte die Polizei am Dienstag unter Einsatz von Tränengas die Tempelanlage von Coricancha, um die Europäer zu befreien. Nach Rundfunkangaben handelte es sich um 17 Franzosen und zwei Deutsche. Etwa 70 der rund 100 beteiligten Kidnapper, die alle unbewaffnet waren, wurden festgenommen.“

Schon eine Straße hinter dem Touristen-Platz, schlagen mir in Cusco „ausländerfeindliche“ Parolen – so würde man das wohl in Deutschland nennen – entgegen: Männer in traditioneller Kleidung schwenken bunte karierte Flaggen mit Regenbogenfarben und rufen dazu: „Ausländer raus, Peru den Peruanern!“ Nach einem ersten Gespräch mit ihnen stellt sich heraus, dass sie nicht primär die Gäste meinen, sondern das ausländische Kapital, die chilenische Fluggesellschaft LAN Peru etwa, aber auch die US-Militärhilfe zur Drogenbekämpfung. Ich möchte mehr über den Protest der Koka-Bauern erfahren und sie laden mich ein, das Tal runter nach Quillabamba zu reisen. Dort könnten mir die Leute erklären, welche Folgen die „Erradicación Forcosa“ die Zwangsvernichtung der Koka-Pflanzen auf die soziale und kulturelle Struktur der Bauerngemeinschaften habe.

Ich treffe Genaro Ccahuana, den Vizepräsidenten der Bauerngewerkschaft FEPCACYL aus Quillabamba und seinen jüngeren Vertreter und Medienberater Shurik Yabar Mezo. Genaro umgibt die Aura eines entschlossenen, gewissenhaften älteren Mannes, der sich den Traditionen verpflichtet fühlt und sich immer gewählt, aber unmissverständlich ausdrückt. Eines wolle er zu Beginn unserer Unterhaltung klarstellen, er unterstütze in keiner Weise die Produktion der Koka-Pflanze zum Drogenhandel. Es ginge bei dem Streit mit der Regierung ausdrücklich nur um die traditionelle Nutzung. Seit Hunderten, vielleicht Tausenden Jahren haben die Menschen die Koka-Blätter zur rituellen und medizinischen Nutzung angebaut und in der gesamten Geschichte habe es nie einen Drogenmissbrauch gegeben. Wissenschaftliche Studien bestätigen den Koka-Blättern einen hohen Reichtum an Calcium und anderen wichtigen Vitaminen und Spurenelementen, sie hätten eine leicht euphorisierende, lokal betäubende und insgesamt stärkende Wirkung, die Alkaloide, aus denen Kokain gewonnen werden könne, wären in dem Blatt nur mit einer Konzentration von 0,1 Prozent enthalten. Neben dem traditionellen Kauen der Blätter, der „Chajchapada“, sei die Anwendung als Tee gegen die Höhenkrankheit auch bei Touristen sehr beliebt. Das traditionelle Kauen

aber wäre zum einen Begleiter der täglichen harten Arbeit auf den Feldern, aber auch Teil von religiösen und sozialen Zeremonien. Wenn der Dorfrat Entscheidungen trifft, dann werden die Blätter gemeinsam den Göttern gewidmet und dann gekaut. Sie erhöhen die Konzentrationsbereitschaft und Aufnahmefähigkeit der Beteiligten und bilden die Grundlage für wichtige politische Entscheidungen. Das Koka-Blatt sei aus der Andinen Kultur nicht wegzudenken. Dann greift Genaro wieder in seinen kleinen bunten Stoffbeutel, den er sich um seine traditionelle Kluft gehangen hat und greift ein paar Blätter heraus, bietet mir auch welche an und zeigt, in welcher Reihenfolge sie zusammengelegt, besprochen und den Göttern gewidmet werden, bevor sie in einer Ecke des Mundes verschwinden.

Der jüngere Shurik erklärt mir, warum Koka in Peru zum Teil legal, zum Teil illegal sei. Es gibt ein staatliches Monopol für den Ankauf und Verkauf der „legalen“ Koka, z.B. zur Produktion des Mate de Coca, Koka-Tee. Ein Problem sei, dass die Staatsfirma ENAKO, die Blätter für den doppelten Einkaufspreis verkaufe. Die Menschen sehen nicht ein, warum sie diesen Aufschlag bezahlen sollen. Ein weiteres Problem, bei der Festlegung der „traditionellen“ Anbauzonen für Koka-Pflanzen wurden nur die berücksichtigt, die zum Zeitpunkt der Erfassung eine gute Lobby in Lima hatten. Jetzt tobt ein Streit zwischen den Bauern, die die Zulassung haben und denen, die ebenfalls immer schon traditionell angebaut haben, aber nie erfasst wurden, damit illegal sind und von der staatlichen Zwangsvernichtung betroffen sind.

Ich nehme die Einladung an, am nächsten Tag die Koka-Pflanzungen in Quillabamba zu besuchen, doch dann holt mich eine aktuelle Meldung ein.

## **5. Puno**

### **5.1 Aufstand der Koka-Bauern**

„Nach gewaltsamen Zusammenstößen zwischen mehreren hundert Koka-Bauern und der Polizei mit mindestens zwei Toten hat die peruanische Regierung im Südosten des Landes den Ausnahmezustand verhängt. Für 30 Tage sollten die Sicherheitskräfte die Kontrolle über die Regionen San Gabán und Antauta in der Provinz Carabaya übernehmen, teilte die Regierung am Dienstag in Lima mit. Rund 800 aufgebrachte Koka-Bauern hatten zuvor ein Elektrizitätswerk in San Gabán und eine Polizeistation angegriffen. Sie protestieren gegen die Vernichtung von Kokaplantagen im Rahmen eines von den USA unterstützten Anti-Drogenprogramms.“ (20. Oktober, NZZ Online).

Der Mann hat weißen Schaum vor dem Mund und die Augen geschlossen. Er spricht mit deutlicher, aber schwankender Stimme und unterstützt seine Worte mit ausholenden Armbewegungen: „Hier, wo der linke Arm von Tupac Amaru begraben ist, erinnern wir an die Geschichte unseres Kampfes. Und mein Bruder war ein Revolutionär, der gekämpft hat wie Tupac Amaru, dessen Name zum Symbol einer peruanischen Revolution geworden ist, eine Revolution, die unsere Antwort auf die Ausbeutung ist, eine Ausbeutung, unter der wir schon viel zu lange leiden. Aber jetzt ist die Revolution hier bei uns angekommen.“

Es ist der Bruder des in Sán Gabán getöteten Koka-Bauern Maruo Pepe Suclo Palomino. Der kleine Bergort in der Provinz Carabaya heißt Ayapata, was auf Quechua soviel bedeutet, wie „über dem Toten“ und meint die Knochen von Túpac Amaru. Applaus für den Bruder von Mauro. Die Zuhörer verstehen seine Anspielung. „Tupac Amaru“ ist auch der Name der linken Guerilla, die zurückgezogen in den Bergen darauf wartet, irgendwann wieder zu den Waffen zu greifen. Die Regierung sagt, die Koka-Bauern hier würden mit den Terroristen unter einer Decke stecken, nicht unbedingt mit Túpac Amaru, aber mit bewaffneten Rebellen, die sich über den Drogenhandel finanzieren. Unter den Trauernden entdeckte ich einen Mann im Anzug, hochgewachsen mit Brille und Bart, der offensichtlich nicht von hier ist. Hugo Cabieses ist aus Lima angereist, er hat früher für die peruanische Drogenbekämpfungsbehörde DEVIDA gearbeitet und ist vor kurzem ausgestiegen. Jetzt unterstützt er den Protest der Koka-Bauern. Mit ihm ist Elsa Malpartida angereist, die militante Gewerkschaftsführerin der Koka-Bauern. Ihrer Organisation CONPACCP haben sich bisher 35.000 der 52.000 Koka-Bauern Perus angeschlossen und sie unterhält enge Kontakte zur bolivianischen MAS von Evo Morales. Elsa Malpartida hatte im vergangenen Jahr mit einer Grossdemonstration der Koka-Bauern in Lima die Regierung das Fürchten gelehrt und wird in der peruanischen Presse in einem Atemzug mit den „Drogenterroristen“ genannt, die das Land in den entlegenen Regionen unsicher machen. Der Präsident ihrer Vereinigung, Nelson Palomino ist in Arequipa in Haft – angeblich wegen Terrorismus.

Ich beschließe, Hugo Cabieses und Elsa Malpartida zum Tatort zu begleiten und Gespräche mit den Koka-Bauern zu führen. Nils Ericson, der Präsident der Nationalkommission für ein Leben ohne Drogen hat den Koka-Bauern den Kampf erklärt. In den Zeitungen ist zu lesen, er habe behauptet, in Sán Gabán lebten die Menschen durch die Gewinne mit dem Drogenhandel in luxuriösen Häusern mit Satellitenschüsseln auf den Dächern und brandneuen Geländewagen vor der Türe. Es würden sich Kontaktleute u.a. aus Kolumbien in der Gegend herumtreiben und es gäbe Landepisten für die Drogentransporte.

Unsere erste Station ist der Ombudsmann, Anwalt Porfirio Barrenechea Cardenas, Representante del Defensor del Pueblo in Puno, der Hauptstadt des gleichnamigen „Departamento“. Vor 8 Jahren ist der „Anwalt des Volkes“ vom Staat eingerichtet worden, zunächst in Lima und im Zuge der Dezentralisierung seit zwei Jahren auch in Puno und bald in allen 24 Departments. Insbesondere bei Übergriffen gegen die Indigene Bevölkerung durch Militär, Polizei oder andere staatliche Behörden soll der Ombudsmann eingreifen und den Menschen Zugang zu ihren Rechten ermöglichen, an Anwälte oder Staatsanwälte vermitteln oder das Parlament alarmieren. An der Wand hängt ein großes Plakat: „Ein transparenter Staat – die Grundlage der Demokratie“ steht darauf zu lesen, der freie Zugang zu Informationen sei Bürgerrecht. Hugo Cabieses und Elsa Malpartida wollen ihr Recht einfordern und fragen nach einer Stellungnahme des Innenministeriums zu den Vorfällen in Sán Gabán. Ja, hätte er erhalten, gibt Anwalt Harrenechea Cardenas zu, aber das sei vertraulich. Auch sonst hatte er keine neuen Informationen zu bieten. Soviel zur Transparenz.

Gesprächiger ist der Vertreter des Provinzpräsidenten in Macusani, der Hauptstadt von Carabaya. Die Provinzverwaltung steht auf der Seite der Bauern, der Bürgermeister Michel F. Portier Balland, verhandelte gerade in Lima, wir sprechen mit Maximo Torres Hanco. Er ist entsetzt über die Berichterstattung in den Medien in Lima. Die Gegend würde von den „Rondas“ – einer Selbstverteidigung der Bauern überwacht und man habe seit Jahren keine Kriminalität, versichert Maximo Torres. Dass alle Bauern der Gegend in den Medien und vom Innenministerium zu Drogenterroristen erklärt würden, sei eine Verleumdungskampagne, um die Toten zu rechtfertigen. Die Behauptungen von Nils Ericson seien nicht haltbar und wir sollten uns selber ein Bild machen.

Vor der Abfahrt bekommen wir ein Bild von Mauros Obduktion zu sehen. Deutlich auf den Fotos zu erkennen: der Mann wurde von hinten erschossen, auf der Flucht vor den Polizisten und dem Tränengas.

Mit dem Fahrer der Bezirksverwaltung fahren wir die Strecke entlang, an der es zu den Ausschreitungen kam. Das Bild ist eindeutig: erschreckende Armut. Menschen leben in den primitivsten Hütten. Aus der Kälte der Hochebene in rund 4.000 Metern reisen wir einen Tag lang bergab, bis wir in La Oroya in rund 1.000 Metern endlich in das tropisch-feuchte Klima eintauchen, in der die Koka-Pflanzen wachsen, neben Ananas, Bananen, Kakao und Kaffee.

Auf dem Weg liegt das Wasserkraftwerk von Sán Gabán, an dem es zu der Auseinandersetzung gekommen war. Kein Journalist aus Lima hat sich hierher getraut, um die Aussagen des Innenministeriums oder Nils Ericsons zu überprüfen, oder es war einfach zu weit weg von Lima. Einer der vielen

vergessenen Flecken in Peru. Die Unkenntnis über die Geographie ist so groß, dass die Verantwortlichen in Lima die falsche Region zum Notstandsgebiet erklärt hatten, der eigentliche Tatort lag außerhalb der Zone, die jetzt für einen Monat der Kontrolle des Militärs unterstand.

Vergeblich hatten die Koka-Bauern hier auf Verhandlungen oder Gespräche mit Vertretern aus Lima gewartet. Unten, in Puerto Manaó spricht Elsa Malpartida vor der Dorfversammlung. Und man kann verstehen, warum sie für die Verantwortlichen in Lima ein rotes Tuch ist.

„Es hat schon zu viele Tote gegeben, wie Mauro Palomino, aber wir müssen jetzt nach vorne schauen und dürfen uns nicht einschüchtern lassen, denn wenn sie uns unsere Koka-Pflanzen nehmen, nehmen sie uns auch unsere Würde und wir sind nur noch Sklaven der Vereinigten Staaten.“ Elsa Malpartida sagt, dass die USA das peruanische Militär aufrüstete, angeblich im Kampf gegen die Drogen, dass es tatsächlich aber darum gehe, großen Konzernen den Zugang zu den begehrten Naturschätzen zu eröffnen.

Während Elsa ihr Plädoyer hält, sich gegen Ausbeutung und staatliche Repression zu wehren, will sich Hugo ein Bild von dem Ort machen, wo die Koka-Pflanzen vom Militär vernichtet wurden.

Die Menschen, die hier leben, sind von der Arbeitslosigkeit in den Städten oder dem Hunger in den Bergen geflüchtet. Manche haben sogar studiert. In dem warmen Klima können sie das ganze Jahr über Pflanzen zur Selbstversorgung anbauen. Daneben haben sie auch ein paar Koka-Pflanzen, um den eigenen Bedarf zu decken oder um sie weiter mit der Bevölkerung im Hochland zu tauschen oder zu verkaufen. Der Besuch ist für Hugo keine leichte Mission. Die Menschen hier misstrauen dem ehemaligen Mitarbeiter der staatlichen Drogenbekämpfung DEVIDA, gleichzeitig macht er sich viele Feinde in Lima mit seiner Kritik an der Regierungspolitik. Die Bauern berichten, dass die Militärhubschrauber oberhalb der Felder in den Bergen gelandet sind. Unter militärischem Schutz haben dann die Spezialisten die Felder durchkämmt und mit Spezialwerkzeugen jede Koka-Pflanze mit Wurzeln aus dem Boden entfernt. Die meisten der Pflanzen hier waren sechs bis sieben Jahre alt, manche auch jünger, die eine oder andere ganz junge Pflanze wurde nicht entdeckt und hat überlebt, aber die Pflanzen, die genügend Blätter trugen, sind jetzt nur noch Brennholz. 450 Hektar hat die Regierung so bisher in dieser Gegend vernichtet. Das sind Erfolge, die sie der US-Regierung präsentieren müssen, damit sie weiterhin die Gelder zur Drogenbekämpfung erhalten, dank derer das Militär mit modernem Gerät ausgestattet werden kann. Hugo Cabieses ist sich sicher: so sehen keine Felder von professionellen Koka-Bauern aus. Es sind viel zu wenig Pflanzen pro Fläche für die Drogenproduktion. Das heißt nicht, dass nicht ein Teil der Produktion über verschlungene Wege doch in einer Kokain-

Küche landen könnte. Hugo Cabieses will und kann das nicht ausschließen, aber es sind nicht diese Bauern, die aktiv Drogenhandel betreiben und solange der von der Regierung propagierte „alternative Anbau“ nicht mit einer entsprechenden Infrastruktur unterstützt wird, bleiben die Parolen leere Worte. Auch deutsche Entwicklungshilfeprojekte unterstützen den Umstieg von der Koka-Produktion auf Ananas oder Bananen, aber nicht jeder Boden gibt gute Früchte her. Und das Hauptproblem für die Menschen in San Gabán ist die fehlende Anbindung. Die Straße, die eigentlich die Trans-Ozeanica ist, also die Hauptverbindung zwischen Atlantik (Brasilien) und der Pazifikküste Perus, ist ein einspuriger Alptraum aus Schlamm und Schutt. Die Volvo-Laster quälen sich über die Strecke in der ständigen Gefahr die Böschung hinab in den Fluss zu stürzen, kleinere Mini-Busse bleiben immer wieder im Schlamm stecken. Ohne zuverlässige Anbindung an einen Flughafen aber können die Menschen keine Alternativprodukte gewinnbringend anbauen.

Elsa glaubt, dass die publikumswirksame Vernichtung der Felder eher eine PR-Strategie der Regierung gegenüber den USA ist, die Proteste der Bauern durchaus mitkalkuliert. Das macht Eindruck, der Staat erfüllt seine Versprechen und kann weiter auf Unterstützung hoffen, es vermittelt auch möglichen Investoren, dass der Terror endlich besiegt ist, das ist gut fürs Geschäft. Die Region ist reich an Bodenschätzen. Der sichere Zugang zu Gasvorkommen wie in Bolivien oder auch die kommerzielle Nutzung des Gift- und Heilpflanzenvorkommens von Pharmaunternehmen versprechen fette Profite. Japanische, europäische und amerikanische Firmen lassen sich Stoffe patentieren, die die indigene Bevölkerung seit Jahrhunderten als Heilmittel nutzen. Die Menschen vor Ort haben verstanden, dass sie leer ausgehen, wenn die Regierung – notfalls mit Militärgewalt – den Zugang zu preiswerten Ressourcen sichert und die Firmen die Profite für sich einstreichen können.

Darum wächst der Widerstand. In Bolivien hat sich bereits eine massive indigene Protestbewegung gebildet, die bald schon stärkste politische Kraft werden könnte. Elsa Malpartida und ihre Koka-Bauern beobachten beeindruckt den Aufstieg des bolivianischen Anführers der indigenen Protestbewegung, Evo Morales, zum Präsidentschaftskandidaten. Seine Gegner in Bolivien und Peru zittern schon jetzt vor einer Politik, die sie mit der Hugo Chavez in Venezuela oder Castros Kuba vergleichen und als linkspopulistisch bis linksfaschistisch bewerten. Hugo und Elsa sind zu einem Treffen des „Consejo Andino“ (Anden Rat) nach La Paz, Bolivien geladen, einem länderübergreifenden politischen Forum, in denen Sprecher indigener Gruppen von Ecuador bis Chile vertreten sind. Ich werde sie später dort wiedertreffen.

Unser Besuch in Carabaya bleibt nicht ohne Folgen. Die Zeitungen in Lima schreiben, Elsa Malpartida wäre nach San Gabán gereist, um die Koka-Bauern zu neuen Protesten aufzuwiegeln und arbeite den Drogenterroristen in die Hände. Hugo Cabieses wird seinen Bericht und die Fotos später dem Kongress vorlegen und wird von zahlreichen Zeitungen zitiert. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland erreicht mich eine Nachricht von Elsa Malpartida, dass auch gegen sie ein Haftbefehl vorliege und sie ihren Heimatort nicht mehr verlassen könne.

## 5.2 Inkaman – der höchste Triathlon der Welt

Politische Aktivisten der indigenen Bevölkerung heben immer wieder die Verbindung zwischen dem Aufstand von Túpac Amaru 1780 gegen die Kolonialherrschaft und den aktuellen Unruhen in der Region Puno und in anderen Teilen Perus hervor. Es ist das Ergebnis der bis heute nicht verarbeiteten Kolonialisierung und ihrer Folgen.

Auf dem Weg nach Puno grüßt den Reisenden eine große Werbetafel aus Stein, bemalt mit einer indianischen Gestalt in traditioneller Kleidung und einem Slogan versehen: „Construyendo La Nación Quechua y Aymara.“ – Hier entsteht die Nation der Quetchua und Aymara. Der Absender: die Regionalregierung von Puno. „Indigenismo“ ist heute nicht mehr nur das Privileg militanter Protestbewegungen, sondern das offizielle Aushängeschild der lokalen Regierungen. Es geht eine ungewollt komische Verbindung ein mit Produktnamen wie „Inka-Kola“ oder von den lokalen Firmen gesponserten Sportveranstaltungen, wie der höchste Triathlon der Welt, der „Inkaman“ mit Teilnehmern aus Peru, Kolumbien, Venezuela und Europa. Wir begegnen den Läufern, die den Titicacasee durchschwommen und Puno mit dem Fahrrad durchquert haben auf ihrem letzten Stück zu Fuß, im schnellen Lauf, hinauf zu den Inka-Grabmälern in Sillusani.

Puno war die Region, in der 2004 die meisten lokalen ethnisch motivierten Konflikte ausbrachen: Am 25. April wurde der Bürgermeister von Ilave, Cirilo Robles von dem Mob gelyncht. Am 19. Oktober kam es zu den drei Toten in San Gabán. Am 1. November kam es zu Straßenschlachten, Plünderungen und brennenden Diskotheken verursacht durch zweitausend wütende Menschen in der Handelsstadt Juliaca. Am 10. November kam es zu der Blockade einer Brücke, wieder im Distrikt Ayapata, Carabaya.

Nicht zufällig ist Puno die Region mit der engsten Anbindung an Bolivien. Im Süden des Distrito sprechen die Menschen Aymará, die Sprache der Mehrheit der indigenen Bevölkerung in Bolivien. Bei Kollegen und Bekannten in Puno erfahre ich, dass die Aymará noch viel stärker mit den

Mythen ihrer Ahnen und den Traditionen in Verbindung stehen, als die Quechua sprechende Bevölkerung. Das geht so weit, dass es an der Grenze zu Bolivien auf peruanischer Seite immer noch Menschenopfer geben soll, junge Mädchen, Jungfrauen werden geopfert, wenn die Götter milde gestimmt werden sollen, z.B. eine Hungersnot zu beenden. Die Familien der Opfer gehen nicht zur Polizei, weil sie selber an die Macht der Götter glauben oder Angst vor Repressionen aus der Gemeinschaft haben. Der Ort heißt die „Lagune, die Menschen verschlingt“.

Es wird immer deutlicher, dass es nicht nur der Unwillen der Regierung in Lima ist, der viele Modernisierungsprojekte in den entlegenen Regionen scheitern lässt, sondern ganz offensichtlich lebt ein großer Teil der Bevölkerung des Landes in einer völlig anderen Zeitrechnung. In einer Welt, die in alten Sagen überliefert wird, in der immer noch die Götter der Ahnen und der Berge, die „Apus“, das Sagen haben.

Das ist eine mögliche Lesart des kulturellen Konfliktes zwischen der Andenbevölkerung und dem „modernen Peru“. Eine andere scheint dieser genau zu widersprechen. Über den Mord an dem Bürgermeister in Ilave ist viel spekuliert worden. Eine These war genau diese „andere“ Wirklichkeit der Aymará, eine Art vor-zivilisatorischer Reflex der aufgebrachtten Masse und ein tiefes Gerechtigkeitsempfinden...

### **5.3 Ilave – Von Morden und Märchen**

Ich möchte mir ein Bild von diesem Ort machen. Und die erste Überraschung ist, dass entgegen aller Beschreibungen der „Rückständigkeit“ von Ilave, der erste Blickfang ein hypermodernes Rathaus aus blauem Spiegelglas ist. Auch die Markthalle kann sich – zumindest aus der Ferne – mit den modernsten Stadienbauten messen.

Ein ganz anderes Gefühl als die verlorenen Dörfer unten in San Gabán, scheint dies ein Ort zu sein, an dem große Geschäfte gemacht werden, vor allem mit dem Schmuggel aus dem benachbarten Bolivien, wie mir eine Insiderin verriet.

Was ich über den Mord an dem Bürgermeister von meinen Gesprächspartnern aus Puno und Ilave erfahre, steht im krassen Gegensatz zu der mir bisher bekannten Version, dem Vorurteil von der aufgebrachtten, besinnungslosen Masse von „Wilden“, dem betrunkenen Mob, der den Bürgermeister wegen Korruption blindlings umgebracht haben soll. In den Schilderungen, die ich jetzt zu hören bekomme, erscheint es doch wie ein gezielter Mord. Die neue Geschichte in Kürze und grob zusammengefasst geht etwa so:



Cirilo Robles, ein Professor, der eigentlich mit seiner Familie in Puno lebte, hatte mit Geldern der Drogenmafia eine Wahl zu der fast niemand gegangen war, mit einem Minimum an Stimmen gewonnen. Von Anfang an war seine Position umstritten, weil der Professor aus Puno keinen Kontakt zur lokalen Bevölkerung hatte. Bei seinem Amtsantritt begann er eine Affäre mit einer Sekretärin, die schnell die Rolle der „First Lady“ übernahm und begann, dem Vize-Bürgermeister das Leben schwer zu machen. Der sah in der Frau an Robles Seite eine echte Gefahr für seine eigene Karriere, hatte die besseren Kontakte vor Ort und wollte sich des lästigen ersten Mannes entledigen. Er begann eine massive Kampagne, um die Stadt gegen den Bürgermeister aufzubringen. Über Nacht wurden Parolen auf die Wände geschrieben, die den Bürgermeister der Korruption bezichtigten. Dann soll er sich an die Drogenmafia gewandt haben, die dem Bürgermeister zum Sieg verholfen hatte und ihr klargemacht haben, dass Robles sein Versprechen nicht erfülle. Daraufhin organisierte die Mafia einen Putsch, der als spontane Rache des Volkes getarnt wurde, es sollen aber richtige Killer aus dem Drogenmilieu auf Robles angesetzt worden sein. Vielleicht gesellten sich ein paar brave Bürger dazu, nachdem der Vize die Kampagne gegen den Bürgermeister losgetreten hatte.

In der internationalen Presse war dann später zu lesen: Nachdem der Bürgermeister Gelder für eine Straße veruntreut habe, habe das Volk sich erhoben und ihn in Selbstjustiz umgebracht.

Die Behauptung, der habe Gelder aus Lima für eine geplante Straße in die eigene Tasche gesteckt war schon deswegen unhaltbar, weil die Gelder aus Lima angeblich zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch nicht in Ilave angekommen waren.

Was wahr ist an dieser Version, die mir Insider aus Puno berichteten, ist für mich nicht überprüfbar, aber sie bietet eine spannende Alternative zu der Version „Lynchjustiz“ und zeigt, dass unabhängig von Traditionen und Kulturunterschieden, am Ende die Lust an der Macht die Menschen in ihrem Handeln leitet und so fremd kommt uns das gar nicht mehr vor.

Der „Indigenismo“ könnte so in ganz vielen Fällen einfach auch nur Mittel zum Zweck sein.

## 6. Arequipa

### 6.1 Kulturbetrieb hinter Klostermauern

Ich muss warten, bis der kalbgroße Schäferhund in den Zwinger gesperrt ist und mir der Wächter das stählerne Tor geöffnet hat. Tag und Nacht

bewacht und hinter Mauern versteckt sich die wirtschaftliche, politische und intellektuelle Elite des Landes. Dahinter öffnet sich ein Universum wie aus einer vergangenen Zeit. Dienstpersonal, großzügige Villen, liebevoll gepflegte Gärten wirken in der staubigen Wüstenstadt wie Oasen aus Tausendundeiner Nacht. Der Reichtum der „Reichen“ erscheint vielleicht umso größer, als man nach Wochen in Peru, sich an die bittere Armut gewöhnt hat, die die meisten Menschen im Lande heimsucht. Wer hätte das Recht, denen einen Vorwurf zu machen, die, weil sie gute Geschäfte machen konnten, nicht im Dreck leben? Der Reichtum wirkt auch deswegen abstoßend, weil er sich hinter Mauern verbergen muss. In Düsseldorf-Meerbusch wäre die Luxusvilla nur ein Reihenhaus, die Limousine ein durchschnittliches Familienauto.

Ich treffe Angela Delgado, ihre Mutter und Tante. Der lange verstorbene Vater machte ein kleines Vermögen mit dem Import von VOLVO-Lastwagen. Sie ist Journalistin und arbeitet für das Kulturministerium. Wenn jemand die soziale Situation in Peru kritisch sieht, dann sind es sie und ihre Freundinnen. Junge Menschen, die sehr wohl wissen, dass sie zu einer Elite gehören, die historisch von der Ausbeutung der Urbevölkerung profitiert hat, daran heute aber auch nicht über Nacht alles ändern können. Angela hat einige Zeit in den USA verbracht, Europa besucht, sie könnte jederzeit das Land verlassen und sich woanders niederlassen, manchmal träumt sie auch davon, vielleicht macht sie es irgendwann.

Mario Vargas Llosa stammt ebenfalls aus Arequipa und es gibt einen Stolz, der die Bürger der Stadt seit Jahrhunderten verbindet. Immer wieder gab es Versuche der Unabhängigkeit Arequipas vom Rest des Landes. Dass ihre Vorfahren aus bedeutenden italienischen, französischen und spanischen Familien stammten spürt man sofort. Im Herzen der Stadt liegt das ehemalige St. Catalinen Kloster, eines der reichsten Klöster seiner Zeit, heute ein Museum. Ausgestattet mit dem teuersten Gold und Silberschmuck, Teppichen und Möbeln, lebten hier Töchter aus gutem Hause in einer Art Luxushotel. In den zahlreichen Kriegen mit dem Umland diente das Kloster als Rückzugsbastion.

Die „weiße Stadt“, erbaut unter ihrem Wahrzeichen, dem Vulkan „Misti“, wurde 2000 von der Unesco zum Weltkulturerbe ernannt und ist vielleicht die schönste Kolonialstadt Lateinamerikas. Angela erzählt mir, dass die Menschen in Arequipa von den zwanzig Jahren Terror nichts mitbekommen haben, die Führungsriege des Sendero Luminoso rekrutierte sich aus alteingesessenen Familien Arequipas. Vielleicht ist darum die Stadt verschont geblieben. Dennoch ist heute zu spüren, dass die gesellschaftlichen Spannungen nicht vor dem Weltkulturerbe Halt machen.

Generalstreik der Taxifahrer. Alle Straßen sind mit Steinen blockiert, nur wenige Fahrer trauen sich an den mit Steinen bewaffneten Streikposten vorbei. Ich habe Glück und springe mit auf einen Firmenbus von Shell, der Geschäftsleute zu ihren Hotels bringt. Der Fahrer erkundigt sich per Funk, wo es freie Straßen gibt. In den vergangenen Jahren hat das Zentrum der Stadt einen weniger schönen Rand bekommen. Die Ärmsten der Armen haben mit provisorischen Gebäuden die Stadt in den sie umgebenden Wüstensand fortgeschrieben. Ein Schachbrettmuster aus Mauern, viele ohne Dach – hier regnet es nie – unter Fujimori wurde das Land an die vor Armut und Terror Flüchtenden verteilt und mit zinsfreien Krediten kleine Hütten hochgezogen.

In der Stadt aber lebt man eine Art westlichen Lebensstil mit mediterraner Lebensfreude. Essen beim Türken, einen Drink in der Bar, Tanzen zu Salsa und Merengue bis tief in die Nacht.

Am Abend nimmt mich Angela auf eine Ausstellung mit. Gesponsert von der größten Bierbrauerei des Landes ein Sektempfang und kaltes Buffet der ersten Klasse. Ein bisschen Hollywood, mit Security am Eingang und einer Liste mit geladenen Gästen, ich habe Glück und stehe mit drauf. Ein riesiges Partyzelt und Gaslampen sind vor dem Museum aufgebaut, es werden die Schwarzweißfotos der Brüder Vargas vorgestellt, Portraits der Arequipenischen Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts, aufwändig restauriert bei einer Spezialfirma in den USA. Fünf Schönheitsköniginnen, oder solche, die es noch werden wollen, eingehüllt in weiße Seide und mit einer goldenen Schärpe umhängen, auf der der Name der Brauerei gut lesbar eingewoben ist, gehören ebenso zum Bild, wie eine perfekte Audiovision mit Video-Beamer und einem Podium auf dem die Laudatio gehalten wird.

Ich treffe die Filmemacherin Judith Vélez wieder, die hier ist, um sich bei den Sponsoren und Mitwirkenden ihres gerade abgedrehten Spielfilms zu bedanken und lerne die Enkelin der Fotografen kennen, Roxana Chivinos, die gerade eine Rede auf das Werk gehalten hat. Wie in Europa schaut sich niemand die wirklich herausragenden Arbeiten an, die viel Ähnlichkeit mit dem Werk von August Sander haben, sondern man ist hier, um gesehen zu werden und zu sehen, wer hier ist. Die Arbeitsteilung ist klar, auch wenn es den einen oder anderen Grenzgänger gibt: bedient wird die weiße Elite, in makellose Kellneranzüge gezwängt, bedient das indigene Personal. Rassismus begegnet man hier nicht, er ist auch nicht nötig, da Einfluss und Wohlstand seit Generationen vererbt werden, wer dennoch den Sprung aus einem indigenen Umfeld in die Gesellschaft macht, hat sich so an die herrschenden Verhältnisse angepasst, dass er sicher willkommen ist. Aber es bleibt die Ausnahme. Nach dem offiziellen Teil verschwinden Roxana und ihre Freunde auf eine Privatparty in einem kleinen Zweizimmer Apartment,

es gibt Cola mit Rum, dazu Funk-Musik, Shaka Kahn und Santana auf CD, überall auf der Welt träumen die Menschen auf amerikanisch. Trotzdem oder gerade deswegen fühle ich mich irgendwie an Bukarest erinnert. Weil man in Lateinamerika wie in Osteuropa den Enkeln eines vergangenen europäischen Glanzes begegnet.

Vielleicht ist Lateinamerika gescheitert, weil die Menschen nie wirklich hier angekommen sind und statt wie in den USA ihr gelobtes Land zu besingen, von Paris geträumt haben, wie es Vargas Llosa in dem Buch, das mich während der Reise begleitet, so eindrucksvoll über die feine Gesellschaft in Arequipa des 18. Jahrhunderts schildert.

## **6.2 Zusammenleben als kulturelles Missverständnis**

Wenn aber das „europäische“ Lateinamerika gescheitert ist, ist es dann nicht an der Zeit, den Nachkommen der Menschen, die dieses Land vor den Spaniern bewohnten, eine Chance zu geben?

Dieses Projekt beginnt gerade beim Nachbarn Bolivien. Und die politische Elite in Lima schaut mit Grauen auf den großen Nachbarn und befürchtet einen politischen Erdbeben, wenn die indigene Bevölkerung sich ihrer politischen Macht erst einmal bewusst geworden ist.

Der Weg in das benachbarte La Paz führt noch einmal über Puno, wo ich Sara Salas, eine Freundin von Angela treffe. Sara ist auch Journalistin, eigentlich. Da sie nicht vom Schreiben leben konnte, ist sie in die Firma ihres Vaters eingestiegen, die sie jetzt leitet. Geschäfte über die Grenze mit Bolivien, eine Firma, die sich um die Zollformalitäten kümmert in einer Gegend, in der der Schmuggel blüht. Der Vater war einmal Bürgermeister von Puno, ein einflussreicher Mann, der sich in das schöne Arequipa zurückgezogen hat.

Sara gelingt der Drahtseilakt. Sie bewohnt das Haus der Eltern in Puno, aber ihre Köchin und Haushälterin Andrea wird nicht wie ein Küchengerät behandelt, sondern gehört zur Familie, ist eine Freundin und leistet Gesellschaft. Andrea ist eine hoch gewachsene und breite Frau, eine kräftige Aymará, wie die Leute in Bolivien und eben in diesem Teil Perus. Die vielen gemeinsamen Jahre mit Sara haben Andrea zu einer perfekten Kultur-Übersetzerin gemacht. Anders als die Menschen auf dem Land, kann sie mir ein bisschen von der Verschiedenartigkeit vermitteln, die zwischen der Welt der indigenen Bevölkerung und den Nachkommen der Eroberer steht. Und mir wird immer mehr klar, dass das scheinbar reibungslose Zusammenleben eigentlich ein Riesenmissverständnis ist.

Viele Quechua und Aymará gehen in die katholischen Kirchen. Sie sind aber nicht katholisch. Sie kommen, weil sie in den Bildern ihre Mythen und Götter wieder erkennen. Das Spanisch ist den meisten so vertraut, wie den Deutschen das Lateinisch, so werden sie nicht von der Predigt abgelenkt. Sie erkennen in dem getöteten Christus das Menschenopfer, das auch Teil ihrer Kultur war, und in Maria, die in den Kirchen hier ein sehr weites Kleid trägt, das fast einem Berg gleicht, erkennen sie Pacha Mama, Mutter Erde, die Leben schenkt.

Andrea weiß, dass es in einigen kleinen Dörfern an der Grenze zu Bolivien immer noch Menschenopfer gibt. Mädchen, die noch Jungfrauen sind, werden der Erde geopfert, um die Götter milde zu stimmen – pago a la tierra. Aber sie möchte nicht darüber reden. In langen Gesprächen mit Sara und Andrea wird klar, dass es einen ganzen Kosmos gibt, der unsere Welt von dem indigenen Weltbild trennt. Und es gibt nur wenige Versuche, zwischen den beiden Systemen zu vermitteln. Wir benutzen die gleichen Worte, meinen aber vielleicht etwas völlig anderes.

Mit Sara besuche ich den „Tempel der Fruchtbarkeit“ am Ufer des Titicaca Sees. Drei Kinder sprechen uns auf Englisch an und erzählen dann in Spanisch die Geschichte des Tempels, der aus der Zeit vor der Inkaherrschaft stammt. Sara fragt sie, ob sie die Geschichte auch auf Quechua erzählen können, sie drucksen verschämt herum und verneinen es dann, Quechua sprechen sie nur in der Familie. Sie schämen sich und wollen von uns ein paar neue Worte auf Englisch beigebracht bekommen. „Dollar“ kennen sie schon.

## **7. La Paz**

### **7.1 Koka – Symbol für indigene Selbstbestimmung**

Von Peru nach Bolivien reist man über Desaguadero. Eine pittoreske Grenzstation. Berge von Waren türmen sich auf beiden Seiten der Grenze auf und warten darauf, entweder über die Grenze geschafft zu werden, oder ihren Weg zum Bestimmungsort fortzusetzen. Fernseher, Lebensmittel, Seifen, lebende Tiere, Kunststoffverpackungen. Manche tragen ihre Waren in bunten Tüchern auf dem Rücken, andere werden von Fahrraddruckschas über die Grenze gelotst. Niemand zwingt einen, sich einen Stempel bei Ein- oder Ausreise in den Pass machen zu lassen, kontrolliert wird ein paar Kilometer später. Schlupflöcher gibt es genug. Sara kennt die Tricks der Schmuggler und weist mich auf die Frauen mit Benzinkanistern oder die Kisten mit Eiern hin, die unversteuert von dort nach hier gelangen. In der Nacht brausen ganze Lastwagenladungen unkontrolliert über die Kontrollpunkte,

meist fehlt der Polizei die Ausrüstung oder das Personal, um die schweren Zugmaschinen zu stoppen. Stattdessen gibt es tagsüber Stichproben. Dann müssen alle Leute den Kleinbus verlassen, das Gepäck auf dem Dach wird nach Drogen und Alkohol durchsucht und – der Polizist jubelte über seinen Glückstreffer, er fand eine Flasche Schnaps in der Verkleidung über dem Sitz des Fahrers.

Sprachlich beginnt Bolivien schon früher, in dem südlichen Teil Punos, wo die Menschen auch Aymará sprechen. Dass Familien auf beiden Seiten der Grenze wohnen, erleichtert den Schmuggel.

Bolivien ist noch ein bisschen ärmer als Peru, aber sofort spürt man beim Grenzübertritt, dass die Menschen hier einen anderen Stolz haben. 70% der Bolivianer sind indigener Herkunft, es ist ihr Land. Die Küste haben ihnen die Chilenen abgenommen, das Land ist isoliert, hier herrschen andere Regeln.

Ich begleite eine Delegation peruanischer Koka-Bauern nach La Paz und treffe wieder auf Hugo Cabieses und Elsa Malpartida. Hugo hat einen Freund mitgebracht, Ricardo Soberon Gerrido. Er ist Experte für Sicherheitsfragen in der Region und seine Vision der kommenden Jahre sieht sehr vereinfacht etwa so aus: In Ecuador, Peru und Bolivien wird es zu einem Erstarken der indigenen Bewegung kommen, die möglicherweise sogar die Regierung übernimmt, etwa mit Evo Morales als Präsident von Bolivien, in Peru aber eher als starke und militante Opposition in Erscheinung treten wird. Die USA werden ihre Sicherheits- und Wirtschaftsinteressen im Amazonasbecken gefährdet sehen und den militärischen Kampf gegen den so genannten „Drogenterrorismus“ intensivieren, der schließlich in einen Krieg münden wird, der heute schon von Kolumbien ausstrahlt. Die USA werden dann, evt. mit militärischer Rückendeckung durch Chile, versuchen, die indigene Bewegung militärisch zu bekämpfen und sie gleichzeitig international als Drogenmafia und Terroristen zu diskreditieren. Ricardo glaubt an eine Dimension der Auseinandersetzung wie heute im Irak. Die verschiedenen indigenen Gruppen werden radikalisiert und in einem blutigen jahrzehntelangen Terrorkrieg gegen die US-Besatzung kämpfen. Ein Krieg, der die ganze Region destabilisieren wird.

Die Alternative? Die USA halten sich raus und lassen die jungen Demokratien ihren Weg gehen mit linkspopulistischen Führungsgestalten indigener Herkunft, die wie Hugo Chavez in Venezuela den bisherigen Eliten den Krieg erklären werden und sich dann nach ein, zwei Legislaturperioden dem Urteil der Wähler erneut stellen müssen, die zu entscheiden haben, ob das Land den richtigen Weg eingeschlagen hat.

Hugo Cabieses ist als ehemaliges Mitglied der peruanischen Drogenbekämpfungsbehörde DEVIDA zu einem internationalen Seminar der

Kampagne „Coca y Soberanía“ (Koka und Souveränität) geladen. Verschiedene Vorträge, versammelt unter dem Titel „Hacia una política soberana de los Estados – Viena 2008“ werden abgehalten. Der Hintergrund: 2008 wird die UNO in Wien über den Status der Koka-Blätter ein endgültiges Urteil sprechen. Das Ziel der Veranstaltung: das Koka-Blatt in seiner Naturform muss von der Liste der verbotenen Pflanzen gestrichen werden, nur die Drogenproduktion selber solle verboten bleiben, das Koka-Blatt aber als integraler Teil der indigenen Kultur und Lebensrealität anerkannt werden und als Erbe der Menschheit unter Schutz gestellt werden.

Die Aula ist gefüllt mit schwerer „grüner“ Luft. Es riecht nach einer Mischung aus Lorbeer und Thymian. Links und rechts neben mir von der Sonne gegerbte Gesichter, Koka-Bauern, die das harte Leben draußen gewöhnt sind, die meisten von ihnen haben vielleicht zum ersten Mal eine Universität betreten. Studentinnen gehen durch die Reihen und verteilen frische Koka-Blätter. Alle kauen darauf und die Wangen haben dicke Beulen, die Zähne sind schwarz vom grünen Saft. Sie hören gespannt den „Experten“ zu, die Theorien zu dem Stoff liefern, den sie jeden Tag ernten und konsumieren. Sie verfolgen die Thesen kritisch, manchmal gibt es Applaus, manchmal erntet der Sprecher Kopfschütteln und die Zuhörer verlassen den Raum. Auf dem Podium sitzt auch Hugo Cabieses aus Lima.

Jose Mirtembaum stellt die Verhandlungen um das Freihandelsabkommen (TLC) mit den USA dem Kampf gegen den „Drogenterrorismus“ entgegen und stellt fest: Der „Libre-Mercado“ ist genau in den Händen derer, die gegen den „narcoterrorismo“ kämpfen. Es läuft eine Kampagne, diese Gebiete zu enteignen, die anderen Produzenten nützlich sein könnten. 800 Millionen Bewohner Lateinamerikas sind Opfer dieses Machtspiels. Nicht der traditionelle Verbrauch, sondern die Industrialisierung der Koka-Pflanzen hat zu den Problemen geführt. Die betroffenen Länder sind Ecuador, Kolumbien, Peru, Bolivien. Versucht man dort einzugreifen, bewegt man sich auf einem Minenfeld. Der Kampf gegen die Drogen macht die Bauern zu Drogenhändlern und Terroristen.

Mario Argandoña stellt die Ergebnisse der medizinischen Untersuchungen der UN in Frage. Er ist der Überzeugung, dass die wirklich schädliche „Auswirkungen“ der Drogen mehr einen sozioökonomischen Hintergrund haben. Der Gebrauch von Drogen durch Randgruppen, die in Armut und ohne Perspektiven leben, führt zu deren Missbrauch. Dabei glaubt er mehr dem gesunden Menschenverstand und den Erfahrungen der Menschen, die seit Jahrhunderten mit den Stoffen umgehen, als der Wissenschaft.

Jorge Atilio Silvia Lullianelli aus Brasilien beschreibt den Kreislauf der Kriminalisierung. Die Straftaten, die Kriminalität seien eine Folge des Kapitalismus und nicht automatisch Folge der Droge. Sein Beispiel

ist Marihuana und sein traditioneller Gebrauch unter den schwarzen Brasilianern. Erst das Verbot des Marihuanas habe zu einer Kriminalisierung all derer geführt, die damit zu tun haben.

Gabriel Carranza stellt die Kokapflanze als ein Modell der Entwicklung vor, als eine alternative Einnahmequelle für die indigenen Gemeinschaften in den abgelegenen Gebieten, die nicht bekämpft, sondern entwickelt werden sollte, um z.B. für die Pharmaindustrie Rohstoffe auf dem Weltmarkt zu produzieren. Die Interessen Amerikas sind das Holz, das Gold, das Lithium und bestimmte Pflanzen, die in der Pharmaindustrie nützlich sind. Das Ziel der Amerikaner, in den Koka-Anbaugebieten die Kontrolle zu behalten, die lokalen Gemeinden zu zerstören und bewohnte Gebiete zu entvölkern, damit sie sich dieser Erde ungestört bemächtigen können. Seine These: der Krieg gegen die „Drogenterroristen“ sei ein Versuch der „Säuberung“ der für internationale Konzerne interessanten Territorien von indigenen Gruppen, die mit ihren öffentlichen Protesten und militanten Guerillas den Plänen einer reibungslosen kommerziellen Nutzung im Wege stehen.

Diana Socorro Perafan Hurtado, Vertreterin einer indigenen Minderheit in Kolumbien erlebt täglich am eigenen Leib, was dieser Krieg gegen die einheimische Bevölkerung bedeutet. Sie spricht von einem Genozid. Die Mutter dreier Kinder ist per Bus nach La Paz bekommen, weil sie kein Geld für einen Flug hatte – Reisezeit fünf Tage.

Dennoch waren einige indigene Vertreter nicht mit allen Vorträgen einverstanden. Als Elsa Malpartida ans Mikrofon tritt, schüttelten der konservative Koka-Bauer Genaro und der junge Shurik, die ich aus Cusco kenne, mit dem Kopf. Während sie Hugo seinen Ausstieg aus der Drogenbehörde nicht abnehmen, meinte Shurik zu mir, hinter Elsa stecke die Drogenmafia. Dies seien nicht die aufrichtigen, traditionellen Koka-Bauern, sondern die „Mafia“ aus Lima.

Ich kann ihren Eindruck nicht bestätigen. Hugos Besuch ist von einer NGO aus Holland, Trans International (TIN) finanziert und er weiß nicht, wie er die nächsten Monate durchstehen soll. Seitdem er sich aus Überzeugung für die Sache der Koka-Bauern einsetzt, machen ihn die peruanischen Behörden fertig, versuchen alle Institutionen gegen ihn zu stimmen. Elsa, die Gewerkschaftsführerin musste mit dem Bus anreisen, weil sie kein Geld für diese Veranstaltung bekam. Sehen so die PR-Berater der Drogenmafia aus?

Hinter den Veranstaltern der Kampagne „Coca y Soberanía“ steht unter anderem das „Comité de Lucha Contra el Narcotráfico“ (Komitee zum Kampf gegen den Drogenhandel), dessen Sekretär Dionicio Núñez Tancara als Abgeordneter und Mitglied von Evo Morales Partei im Bolivianischen Parlament sitzt. Auf seiner kokagrünen Visitenkarte prangt neben der indigenen Flagge auch ein Koka-Blatt.



Und es soll Versuche gegeben haben, Teilnehmer der Veranstaltung gezielt – auch mit Geld – für die Interessen der Kokain-Produzenten zu gewinnen. Die Teilnehmer die mir davon berichteten, hatten empört abgelehnt. Offensichtlich ist die Trennlinie zwischen „guten“ und „bösen“ Koka-Freunden ein sehr schmaler Grad.

## 7.2 Aufstand der „hässlichen Wilden“

Während die geladenen Experten ihre Thesen zur Rolle der Koka-Pflanze darlegen, wird die Stadt lahm gelegt. 15.000 Demonstranten sind aus Bolivien und Peru angereist, um gegen die Politik der Regierung zu demonstrieren. Aufgerufen hat der charismatische und umstrittene Führer der indigenen Bewegung in Bolivien, Evo Morales, der Führer der Koka-Bauern, der als Abgeordneter für die MAS dem „Movimiento al Socialismo“ (Bewegung zum Sozialismus) im Parlament sitzt und als zukünftiger Präsident Boliviens gehandelt wird. Später wird er auf dem Hauptplatz vor der Kathedrale im Zentrum von La Paz sprechen.

Vor einem Jahr gab es bei einer ähnlichen Demonstration 60 Tote. Condeleezza Rice verteidigte aus US-amerikanischer Perspektive damals die Reaktion der bolivianischen Regierung als legitime Verteidigung der Demokratie. Es half nichts, der Präsident musste zurücktreten.

Jetzt sind die Menschen in noch größerer Zahl auf die Straße gegangen, um die „Helden“ der Ausschreitungen vor einem Jahr zu würdigen, aber auch um gegen die Privatisierung der Erdgasvorkommen in Bolivien zu demonstrieren. «Mesa cabrón, el gás no se vende» an den Präsidenten Mesa gewandt die Beschimpfung, er sei ein Schwein und das Gas würde man nicht verscherbeln. Die Straßen sind gefüllt mit Frauen in indigener Tracht, in ihren Röcken und schwarzen Hüten auf dem Kopf. Und die Männer, Koka-Bauern und Minenarbeiter. Die Minenarbeiter sind nicht zu überhören, sie schmeißen mit Dynamitstangen, Scheiben gehen zu Bruch, die ganze Stadt erzittert, zwei Minenarbeiter verlieren dabei ihren Arm, steht am nächsten Tag in der Zeitung. Ich filme und bekomme eine dieser explosiven Wurfgeschosse an den Allerliebsten – ein dicker blauer Fleck am nächsten Tag.

Nach der schmerzhaften Begegnung mit der Protestbewegung halte ich Abstand, warte an einer Kreuzung auf die Rede von Evo Morales, eine Frau kommt auf mich zu, schüttelt den Kopf und meint: „Ich schäme mich für mein Land, das sind Wilde! Diese Indios!“. Ich schaue sie erstaunt an, denn unter der dicken Schminke dieser elegant angezogenen älteren Dame erkennt man deutlich die indigenen Züge. Sie sieht genau so aus, wie die „Wilden“ für die sie sich schämt.

Ich entdecke eine Gruppe von Demonstranten, die in einem großen Gebäude verschwindet. Ich folge den Menschen und lande in einer großen Sporthalle, die sich in der Mehrzahl mit Frauen gefüllt hat. Dazu spielt eine reine Männerband. Es ist eine Gedenkveranstaltung für die Toten vor einem Jahr. Organisiert ist das Treffen von Contexto, ein Projekt für schwangere Frauen und Kinder in Potosi, der armen Minenstadt. Während ich Teresa Subieta, die Direktorin der Initiative filme, eine beeindruckende Frauenrechtlerin und Aktivistin, kommen immer mehr Kinder zu mir auf die Stufen. Sie wollen wissen, wo ich herkomme. Ich sage Deutschland und erkläre, dass das 14 Stunden mit dem Flugzeug oder drei Wochen mit dem Schiff entfernt sei und ein großer Ozean zwischen Peru und meiner Heimat liege. Dann kommt ein kleines, hübsches peruanisches Mädchen zu mir, sie heißt Roxanna. Sie fragt mich völlig unvermittelt, ob alle Menschen in Deutschland so schön seien. Wie so schön? Ob alle eine so weiße Haut hätten? Ich sage die Wahrheit: in Deutschland gibt es Menschen jeder Hautfarbe. Hell wie ich, farbig und richtig schwarz und ich lüge: es sei in meiner Heimat ganz egal, welche Hautfarbe jemand hat. Dann sage ich ihr, sie sei ein sehr hübsches Mädchen und solle stolz auf sich und ihre Leute sein. Sie dreht sich verschämt weg und glaubt mir nicht. Sie findet sich wirklich hässlich, schmutzig und minderwertig, dank 500 Jahren europäischer Indoktrination. Vielleicht kann ich sie ein bisschen davon überzeugen, dass ich es anders sehe. Jedenfalls findet sie später den Mut, mich ihrer Mutter vorzustellen und ich sage ihr, dass sie stolz auf ihre Tochter sein kann.

## **8. KÖLN**

Think globally, act locally.

Zurück in Deutschland entdecke ich in der „Bio-Ecke“ eines Supermarktes in Köln Bananen aus Peru. Der Koka-Bauer aus Cusco meinte: „Ökologischer Anbau, das ist unsere Zukunft. Wir können nicht mit den großen internationalen Konzernen konkurrieren, aber wir kennen unser Land, unsere Pflanzen und wir haben einen Schatz, den wir zu schätzen lernen müssen, eine reiche, oft unberührte Natur. Unsere Kultur lehrt uns, Mutter Erde als Gott zu verehren und in Frieden mit den Göttern zu leben. Tausende Jahre haben wir ohne Chemie und moderne Technik überlebt. In den Industriestaaten gibt es ein großes Interesse an natürlichen, gesunden Lebensmitteln. Was für uns normal ist, ist dort ein Luxus und die Menschen sind bereit dafür zu bezahlen. Im Einklang mit der Natur zu produzieren und im Einklang mit unseren Traditionen, das ist die Zukunft.“

Natürlich greife ich zu und rieche in Gedanken die Berge frischer Früchte auf den Märkten von Cusco, Puno, Juliaca, Arequipa. Ich erinnere mich an den unvergleichlichen Geschmack der Eintöpfe bei den Choppchas im entlegenen Hinterland von Huancavelica, wo es keinen Traktor, keinen Kunstdünger gibt. Und mir wird klar, wie ich den Menschen vor Ort am besten helfen kann. Einfach dadurch, dass ich Produkte kaufe, die unter sozial und ökologisch verträglichen Bedingungen erwirtschaftet werden. Dann werden die Koka-Bauern von Quillabamba und San Gabán beginnen, ihre Ananas, ihre Bananen zu verkaufen, statt Koka-Blätter für Drogen zu produzieren.

Natürlich hat das seinen Preis. Aber die Alternative ist ein Krieg. Ein Krieg für die Großkonzerne, die mich mit billigen Preisen locken, um mich als Konsumenten zum Mittäter zu machen bei einer selbstzerstörerischen Logik des Marktes. Und ein Krieg, der die Menschen in ihrer Verzweiflung in die Arme von Populisten treiben wird, oder in die der Guerilla, die unter einem Label wie „Indigenismo“ Gewalt und Terror auch gegen die eigene Bevölkerung als Mittel der Selbstbehauptung rechtfertigt.

Den Zusammenhang zwischen Neoliberalismus und ethnisch motivierter Gewalt in Entwicklungsländern beschreibt die junge Yale-Professorin Amy Chua in ihrem Buch „World on Fire – how exporting free market democracy breeds ethnic hatred and global instability.“, eine grundlegende Lektüre zum Verständnis von Globalisierung und Terrorismus.

„Indigenismo“ als politische Kraft kann bedeuten, dass die indigene Bevölkerungsmehrheit in den Andenstaaten es nicht mehr zulassen will, weiterhin von einer ethnischen Minderheit unterdrückt und ausgebeutet zu werden. Die Bewegung bietet die Chance, eine Zivilgesellschaft und demokratische Strukturen von unten aufzubauen, wie es der Präsident von Huancavelica mit seinen Projekten versucht. Eine Aufklärungs- und Bildungskampagne, die die Menschen zu mündigen Bürgern in einer Demokratie macht, Menschen, die mitentscheiden wollen, vom Freihandelsabkommen bis zur Landwirtschaft.

„Indigenismo“ als politische Kraft birgt aber auch die Gefahr in einen „Gegenrassismus“ zu verfallen, in eine „Blut und Boden“ Logik und eine längst verlorene Kultur rückwärtsgerichtet zu verklären und damit Entwicklung zu verhindern. Es kann als politischer Populismus entgleisen und autoritäre Regime hervorbringen, der sich die Massen blind unterwerfen.

Eine Freundin aus La Paz, Linguistikstudentin mit indigenem Hintergrund, lehnt den „Indigenismo“ ab, weil er dem Individuum die Freiheit nehme und der Gesellschaft die Zukunft.